Zeitschrift: ZS : Zürcher Studierendenzeitung
Herausgeber: Medienverein ZS
Band: 99 (2020)
Heft: 5

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 21.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

UU 166 : Nr. 5 (2020)

ZS

Zürcher Student*innenzeitung

Schatten der Vergangenheit

Wie Uni und ETH vom Kolonialismus profitierten

Notlage
Virus erschwert Dreharbeiten

Nachhaltigkeit
Studis fordern Divestment

Nothilfe
Die Uni trägt Spendierhosen

ZENTRALBIBLIOTHEK ZÜRICH

AZB 8001 Zürich
Post CH AG

Zähringerplatz 6
Zentralbibliothek Zürich –
Abteilung E-Medien/Periodika
8001 Zürich

00000017

P04

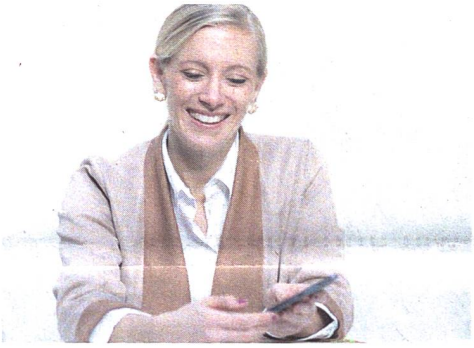
Publireportage

Developed by Zürcher Kantonalbank

Ab einem Franken ist man dabei

Was du über die 3. Säule wissen solltest.

Mitten im Studium schon an die Altersvorsorge denken? Ja! Auch wenn das Pensionsalter noch weit weg ist, sollte man früh mit der Vorsorge anfangen. Denn das individuelle Sparen als Ergänzung zu AHV und Pensionskasse wird immer wichtiger. Dank der digitalen Vorsorge-App frankly geschieht dies ganz einfach und ohne Papierkram.



Bettina Giménez, 33, Master in Organisation Management u. Kultur der HSG, Leiterin App-Marketing und Business Ownerin frankly bei der Zürcher Kantonalbank

Bettina Giménez kümmert sich von Berufs wegen um die private Vorsorge. In einem Projektteam hat sie dazu bei der Zürcher Kantonalbank eine einfache digitale Lösung entwickelt. Warum es sich lohnt, deine Vorsorge früh zu planen und etwas dafür zu tun und wie einfach sparen fürs Alter sein kann, erzählt sie uns gerne.

Bettina Giménez, warum ist eine private Altersvorsorge auch für mich als Student wichtig?
Als ehemalige Studentin weiss ich selbst: Das Pensionsalter liegt noch in weiter Ferne, das Hier und Jetzt ist wichtiger. Geld zurückzulegen ist mit dem meist schmalen Budget schwierig. Aber: Das Schweizer Vorsorgesystem steht vor grossen Herausforderungen. Die Lebenserwartung steigt und die Rentenleistungen aus der staatlichen (AHV) und beruflichen (Pensionskasse) Vorsorge nehmen ab. Das heisst wir werden in Zukunft mehr Selbstverantwortung tragen müssen. Die private Vorsorge wird immer wichtiger.

Stichwort Vorsorgelücke?
Um den Lebensstandard im Alter aufrechterhalten zu können, wird vor allem die private Vorsorge in der dritten Säule immer wichtiger. Denn leider reichen die Renten aus der AHV (1. Säule) und der Pensionskasse (2. Säule) oft nicht aus, um den bisherigen Lebensstandard aufrecht zu erhalten. Man spricht von der sogenannten Vorsorgelücke. Damit ist gemeint, dass deine zukünftige Rente nur 60% deines jetzigen Einkommens wahrscheinlich abdecken wird. Um diese Lücke zu schliessen, ist die Säule 3a so wichtig! Mit Beitragszahlungen in die Säule 3a spart man Steuern, da diese vom steuerbaren Einkommen abziehbar sind. So lassen sich mögliche Finanzierungslücken durch tiefere Leistungen aus der ersten und zweiten Säule abfedern.

Bettina, ihr habt in einem Projektteam eine digitale Lösung dazu entwickelt?
Digitale Lösungen gewinnen in der Finanzbranche an Bedeutung. Junge Kunden wollen zeit- und ortsunabhängige Dienstleistungen in Anspruch nehmen. Einen einfachen Zugang zum 3a-Sparen bietet unsere Vorsorge-App «frankly». Die neue Lösung ermöglicht das Sparen für deine Säule 3a mit Wertschriften – mit höheren Renditechancen gegenüber einem 3a-Sparkonto. Die Dienstleistungen der Vorsorge-App «frankly» können vollständig digital in Anspruch genommen werden. Die Eröffnung ist eine Sache von wenigen Minuten und ein Bankbesuch ist nicht nötig. Du hast weder eine Mindestlaufzeit noch einen Mindestbetrag, den du jährlich einzahlen musst. Ab einem Franken ist man dabei. Investiert wird in hochwertige Anlageprodukte mit attraktiven Renditenchancen zur Auswahl – und das Ganze zu radikal günstigen Preisen.

Ab wann kann ich in die Säule 3a einzahlen?
Je früher du mit deiner Vorsorge beginnst, desto grösser ist dein finanzieller Spielraum in der Zukunft. So kannst du über längere Zeit mehr Geld ansparen und gleichzeitig weniger Steuern zahlen! Starte am besten mit der Säule 3a, sobald du ins Berufsleben einsteigst. Je früher desto besser. Voraussetzung ist nur, dass du in der Schweiz erwerbstätig bist und ein AHV-pflichtiges Einkommen beziehst.

Die App für deine Säule 3a.

Special für Leserinnen und Leser der Zürcher Studierendenzeitung

50 Franken Gebühren sparen!

Jetzt einfach mit frankly loslegen:

1. Kostenlos Säule 3a App herunterladen
2. frankly ist im AppStore oder bei Google Play verfügbar
3. Schnell registrieren
4. Nur wenige Minuten, ganz ohne Papierkram. Das spart Nerven und Zeit!
5. Gutscheincode **ZS20** bei der Eröffnung eingeben und Gebühren sparen.
6. frankly entdecken und einfach Vorsorgeguthaben einzahlen oder bestehende Säulen 3a transferieren.

frankly.

News

4–5 Wenn das Geld nicht reicht
Pandemie-Nothilfe der Uni unter der Lupe

6 Stillen fürs Immunsystem
Forscher*innen untersuchen Muttermilch

7 In Zürich ist tierisch viel los
Die Artenvielfalt in der Stadt nimmt zu

8 «Ich bin für die Stimmung da»
Der neue VSETH-Präsident im Interview

9 Bespitzelt die ETH bald ihre Studis?
Das neue ETH-Gesetz sorgt für rote Köpfe

10–11 Studis fordern erdölfreie ETH-Finanzen
Die ETH investiert noch nicht nachhaltig

Thema

16–19 «Eine grosse Aufarbeitung wäre überfällig»
ETH-Prof Harald Fischer-Tiné im Gespräch

20–21 Die vertuschte Geschichte der Uni
Vorlesungen zur Rassenkunde waren üblich

Kultur

22 Die brutale Welt der Betonburgen
Zeit für ein Comeback der Plattenbauten

23 Foodwaste an der Wurzel gepackt
Zu Besuch im neuen Laden von Grassrooted

24 Sprache malt die schönsten Bilder
Sogar Theater bringt Sprache auf die Bühne

25 Die Instanz fürs Sexleben
Erika Knoll und die Condomeria im Porträt

28–30 Das Virus dreht mit
Wie die Seuche das Filmdrehen erschwert

5 Ausgemalt 6 Kurzmeldungen
12 Nachgefragt 12 Impressum
13 Senf der Redaktion
26 ZS-Rätsel 26–27 Kulturspalten
31 En garde!

Cover: Simone Fischer

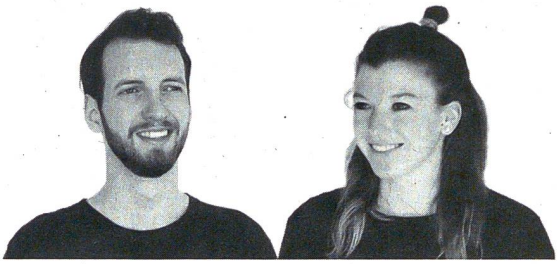
Dunkle Geschichte — Alfred Escher war massgeblich an der Gründung der 1855 eröffneten ETH beteiligt. Sein Vermögen geht zurück auf eine von Sklaven getragene Kaffeeplantage. Escher ist beileibe nicht der Einzige, durch den sich eine Verbindung der Zürcher Hochschulen zu kolonialen Machenschaften nachweisen lässt – und dies obwohl die Schweiz gar keine Kolonialmacht war. Nur spricht kaum jemand darüber. Am wenigsten, so scheint es, die Hochschulen selbst.

In Zürich findet man heute noch Orte, die von kolonialen Spuren der Uni und ETH Zürich zeugen (S. 14–15). Im Gespräch mit ETH-Historiker Harald Fischer-Tiné haben wir über die kolonialen Verstrickungen der beiden Hochschulen gesprochen (S. 16–19). Zudem beleuchten wir, inwiefern die Uni Zürich an der damals angestrebten «Verbesserung der weissen Rasse» beteiligt war und fragen uns, ob eine Auseinandersetzung mit diesem dunklen Kapitel stattgefunden hat (S. 20–21).

Derzeit versucht sich die Stadt Zürich mit einer Aufarbeitung ihrer kolonialen Vergangenheit. Wir zeigen, dass dazu auch die Rolle der Uni und ETH während des Kolonialismus eingeordnet werden muss. Mit dieser Ausgabe wollen wir etwas Licht ins Dunkel bringen.

Für die Redaktion

Jonathan Progin und Stephanie Caminada



Viele Studierende müssen pandemiebedingt aufs Geld schauen.

Wenn das Geld nicht reicht

Die Universität Zürich zahlt Pandemie-Nothilfe an bedürftige Studierende. Auch im Herbstsemester nimmt sie wieder Anträge entgegen.

Lisa Horrer (Text)
Jonathan Progin (Bild)

Bis zu 6'000 Franken erhalten, ohne dafür zu arbeiten? Dank der im Frühjahrssemester initiierten Pandemie-Nothilfe der Uni, die Studis in Geldnot während der Corona-Krise finanziell entlastet, soll das Realität sein. Dabei müssen Beträge bis zu 3'000 Franken nicht zurückbezahlt werden; Summen darüber sind zinslose Darlehen, die die Empfänger*innen bis zwei Jahre nach Abschluss zurückzahlen müssen.

«Das Ziel ist, die Notlage der Studierenden angesichts der Pandemie zu mildern. Ausserdem sollen Studienunterbrüche und -abbrüche verhindert werden», sagt Brigitte Ortega, Leiterin der für die Gesuche zuständigen Fachstelle Studienfinanzierung der Uni. Aufgrund hoher Lebenshaltungskosten hierzulande geht das Gros der Studis einem Nebenjob nach. Infolge der Corona-Krise verloren diesen jedoch einige oder waren in Kurzarbeit. Die Pandemie-Nothilfe ist da ein willkommenes Angebot. Isaias Moser, Co-Präsident des VSUZH, zeigt sich zufrieden: «Wir freuen uns, dass die Uni Zürich als eine der ersten Schweizer Hochschulen Initiative ergriffen hat.»

Minimaler Aufwand für Nothilfe

Beantragen können die Studierenden die Pandemie-Nothilfe der Uni mittels eines Online-Formulars. Bedingung ist ein Vermögen unter 6'000 Franken und ein Gesamteinkommen von bis zu 15'000 Franken netto während sechs Monaten. Zudem müssen die finanziellen Einbussen pandemiebedingt sein und nicht mit Hilfe der Eltern, Ehepartner*innen oder

des Staates behoben werden können. Ortega betont: «Erst wenn all das nicht greift, ist es eine Notlage.» Den Vorteil der Nothilfe sieht sie darin, dass Studierende Unterstützung bekommen, bei denen es «absolut notwendig» ist. Das seien «vor allem die, die sich selbst oder zu einem Grossteil selbst finanzieren und vielleicht ihren Job verloren haben», sagt Ortega.

Kein Anspruch auf Unterstützung

Im Frühjahr gingen rund 240 Gesuche ein, von denen etwa 60 Prozent bewilligt wurden. Gemäss einem Mail von Rektor Michael Schaepman Ende September hat die Uni rund 320'000 Franken ausgezahlt. Doch nicht alle haben profitiert, denn die Fachstelle Studienfinanzierung hat auch einige Anträge abgelehnt. Schlecht ausgefüllte Anträge oder solche mit fehlenden Informationen wurden nicht berücksichtigt. Auch habe laut Ortega oft keine Notlage vorgelegen, etwa, «wenn die Eltern viel Vermögen haben oder jemand mehr Einnahmen als Ausgaben hatte».

Isaias kritisiert ausserdem die Sichtbarkeit des Angebots: «Es ist schwierig abzuschätzen, ob alle Studierenden, die profitieren würden, auch davon gehört haben.» Die, die jedenfalls die Nothilfe kannten und sie in Anspruch genommen haben, seien gemäss Rückmeldungen «wahnsinnig dankbar», sagt Ortega. Reklamationen habe es nur wenige gegeben, und zwar von Personen, «die unzufrieden waren mit dem Betrag oder damit, dass ihr Antrag abgelehnt wurde».

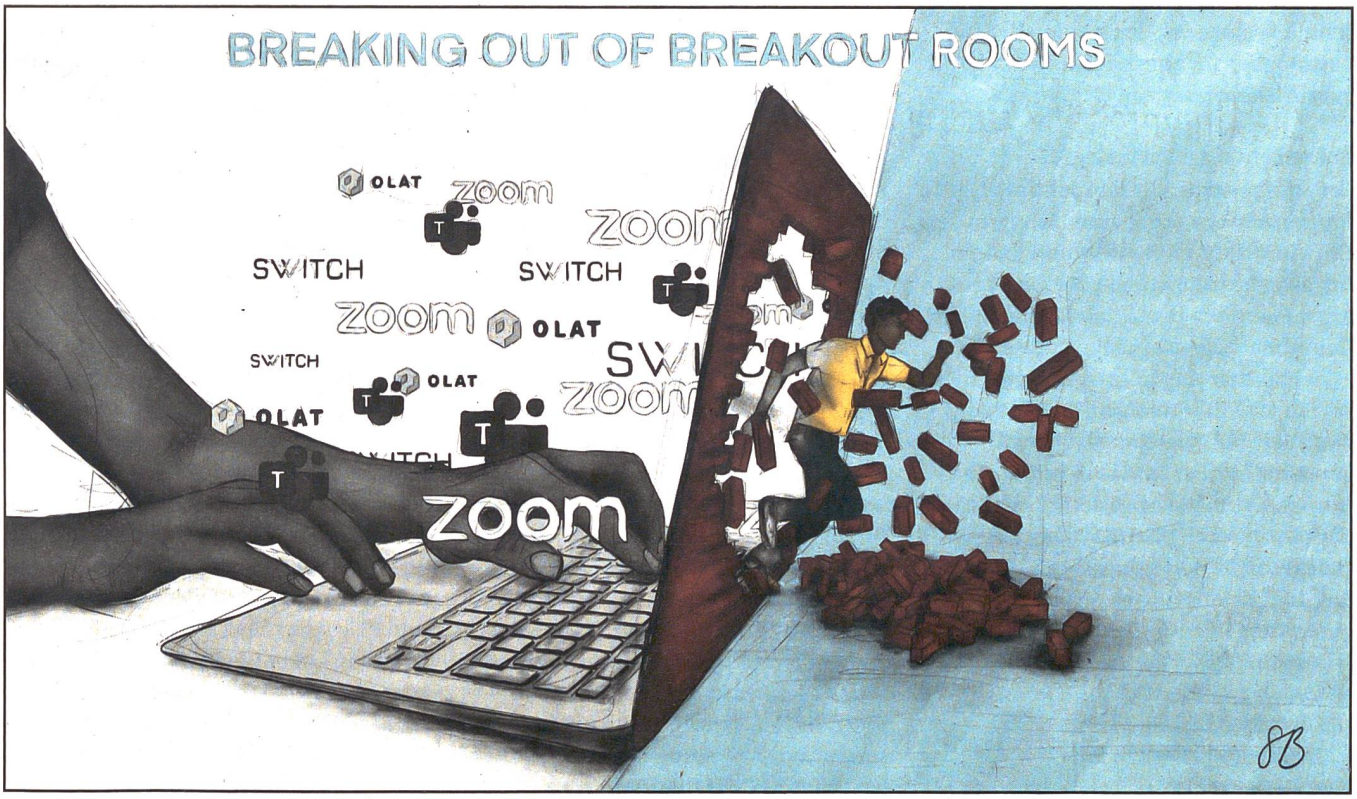
Wenn das Gesuch auf die Pandemie-Nothilfe abgelehnt wird, bleiben als Alternativen Stipendien oder Darlehen. Doch solche Finanzspritzen kommen nicht für alle ausländischen Studierenden in Frage. In den Voraussetzungen für Stipendien und Darlehen heisst es etwa: «Master-Studierende ohne Bachelor-Abschluss an einer Schweizer Hochschule können wir leider nicht unterstützen.» Ausländische Bachelor-Studierende mit Aufenthaltsbewilligung B müssen ein abgeschlossenes Assesment-Studium vorweisen.

Pandemie-Nothilfe geht in die zweite Runde

Im bereits erwähnten Mail informierte Schaepman die Studierenden ausserdem, dass die Pandemie-Nothilfe dieses Semester in die zweite Runde geht – mit einem Etat von rund 300'000 Franken. Somit bietet sich eine weitere Chance, noch bis zum 30. November dieses Jahres ein Gesuch einzureichen, auch wenn das erste nicht bewilligt wurde. «Es ist möglich, dass jemand im Frühling abgelehnt wurde, weil noch keine pandemiebedingte Notlage bestand, und im Herbstsemester dennoch etwas bekommt», sagt Ortega. Sie empfiehlt jedoch, nicht nochmals genau denselben Antrag wieder einzureichen, da das nicht zielführend sei. Diesmal werden ausschliesslich Beträge bis 3'000 Franken ausbezahlt. Dass vorübergehend keine Darlehen offeriert werden, sei laut Ortega mitunter auf die geringe Nachfrage der Studierenden zurückzuführen.

Wer einen Antrag für die Pandemie-Nothilfe erstellen will, braucht viel Zeit, um diesen auszufüllen und alle Unterlagen zusammenzutragen. Zudem dürfte für viele die Hemmschwelle hoch sein, ein Gesuch zu stellen und die finanzielle Situation offenzulegen. Dennoch ist es wichtig, dass es solche Angebote gibt, da die Studierenden weiterhin mit den Konsequenzen der Pandemie leben müssen. Solange die Universität sich dafür einsetzt, die finanzielle Notlage zu mildern, dürfte die Situation trotz Jobverlust oder finanzieller Einbussen erträglicher sein. ◊

Ausgemalt



ETH eröffnet neues Forschungszentrum

Künstliche Intelligenz — Die ETH Zürich hat am 20. Oktober das neu gegründete ETH AI Center offiziell eingeweiht – pandemiebedingt, aber thematisch passend, ganz virtuell. Das Zentrum soll Wissenschaftler*innen aus allen Fachrichtungen und Departementen zusammenbringen, teilte die Hochschule Mitte Oktober mit. Das ETH AI Center startet mit 29 Professuren, einem Geschäftsführer und eigenen Räumlichkeiten und soll sich unter anderem mit Fragen zu gesellschaftlichen und politischen Auswirkungen der Künstlichen Intelligenz (KI, englisch AI) befassen. Ausserdem soll das Zentrum zu einem «Inkubator für KI-Start-ups» werden. [pro]

Uni institutionalisiert Zukunft

«Future Skills» — Übermorgen ist dann, wenn wir unser laxes Studileben zugunsten des Büezer*innentums begraben. «Über_morgen» ist aber auch das Thema des diesjährigen Tags der Lehre am 4. November an der Uni Zürich. Es soll diesmal um sogenannte «Future Skills» gehen, also Fähigkeiten, die für die gesellschaftliche Teilhabe und das Berufsleben von Bedeutung sind. Die Universität ist ja nicht gerade bekannt dafür, solche zu erzeugen. Umso wichtiger, dass an diesem Tag debattiert wird, wie die Hochschullehre zu gestalten ist, um die Studis bestmöglich für eine formidable Zukunft auszurüsten. [stc]

Trouvaillen an der Uni finden

Recycling — Am 27. Oktober findet zum fünften Mal der Bring- und Holtag an der Uni Zürich statt. Er wird vom Verein des Infrastruktur-Personals der Universität organisiert. Wer Haushalts- oder andere Gebrauchsgegenstände hat, die sich mit zwei Händen tragen lassen, kann diese in den Lichthof bringen und der Allgemeinheit zur Verfügung stellen. Alle Gegenstände müssen dabei intakt, funktionsfähig und sauber sein. Die Aktion läuft von 9 bis 16 Uhr und bietet eine gute Gelegenheit, den Mitmenschen zu helfen und gleichzeitig den Blick nach der einen oder anderen Trouvaille schweifen zu lassen. [fis]

Was du wissen solltest: Kurzmeldungen für unterwegs.

Stillen fürs Immunsystem

Forschende der Uni Zürich untersuchen, wie Muttermilch unsere Abwehrkräfte stärkt.

Camilla Bellmann

Das Stillen eines Neugeborenen mit Muttermilch ist unter anderem essentiell für die Entwicklung des Immunsystems des Kindes. Muttermilch besteht grösstenteils aus Nährstoffen, wichtigen Antikörpern und Mehrfachzuckern. Letztere beide Komponenten werden für die Schutzwirkung der Muttermilch verantwortlich gemacht.

Das Zusammenspiel dieser Komponenten und die Mechanismen, die zu einer Immunwirkung führen, werden derzeit von einer Forschungsgruppe unter der Leitung des Humanbiologen Thierry Hennet an der Universität Zürich erforscht. «Ursprünglich widmete ich mich nur der Untersuchung von komplexen Zuckermolekülen in Bezug auf deren Immunfunktion», so Hennet. Davon ausgehend wurde er auf die schützende Funktion von Muttermilch aufmerksam und erforscht nun die Wirkung von Mehrfachzuckern auf «gesunde» Bakterien im Darm des Kindes.

Schutz vor Infektionen

Die Erforschung dieses komplexen Zusammenspiels wird durch die enorme Anzahl von Untersuchungsobjekten erschwert. Denn Muttermilch enthält zwischen 100 und 200 verschiedene Arten von Mehrfachzuckern und der Darm beherbergt über tausend verschiedene Bakterienstämme. Hennet erklärt seine Vorgehensweise mithilfe eines analogen Beispiels: «Es ist, als ob man eine Fremdsprache zu verstehen versucht. Man probiert Wörter zu entziffern und rätselt, welche Bedeutung sie haben könnten.» Eine Methode sei, aus dem Kontext Wörter herauszupicken und diese zu übersetzen. Anschliessend könne man auf den Satz oder den ganzen Text zurückschliessen. Um der Wirkung der Muttermilchbestandteile auf den Grund zu gehen, identifiziert Hennet also zunächst die Moleküle. Als Nächstes werden die Mehrfachzucker künstlich hergestellt und schliesslich auf Reaktionen untersucht.

Einige Erfolge konnte das Forschungsteam schon verzeichnen. So gelang es ihnen herauszufinden, dass gewisse Milchmehrfachzucker das Wachstum des Darmbakteriums E. coli begünstigten, welches schädliche Darmbakterien abwehren kann. Der Mehrfachzucker wird nämlich nicht direkt verdaut und fördert dadurch im jungen Darm Antikörper, die das Kind schliesslich gegen Magen-Darm-Infektionen schützen.

Gegenstand umstrittener Fragen

Sollten die Funktionen weiterer Bestandteile der Muttermilch entschlüsselt werden, könnte man umstrittene Fragen rund um das Stillen klären, so Hennet. Von besonderem Interesse sei beispielsweise, wie lange ein Kind gestillt werden sollte. Die Weltgesundheitsorganisation empfiehlt, Kinder die ersten 18 Monate nach ihrer Geburt zu stillen. Aber: Obwohl etwa das Brustkrebsrisiko für stillende Mütter kurzzeitig sinkt, ist langzeitiges Stillen mit vielen Nachteilen für Frauen verbunden. Häufig treten Entzündungen auf, Ernährungseinschränkungen ziehen sich weit über die Schwangerschaft hinaus und wer nicht abpumpt, muss nonstop beim Kind sein. Dies kann wiederum teilweise im Konflikt mit der Arbeit stehen.

So könnten diese Erkenntnisse auch für Gleichstellungsfragen von Bedeutung sein. Hennet ist sich der gesellschaftlichen Relevanz seiner Forschung bewusst: «Es ist von hoher Wichtigkeit, dass Mütter richtig informiert sind und Entscheidungen darauf basieren können, ohne Druck aus der Wissenschaft, Medizin oder anderen Kreisen ausgesetzt zu sein.» ◊

In Zürich ist tierisch viel los

Die Artenvielfalt in der Stadt nimmt zu. Dazu haben unter anderem Initiativen der Abteilung Grün Stadt Zürich beigetragen.

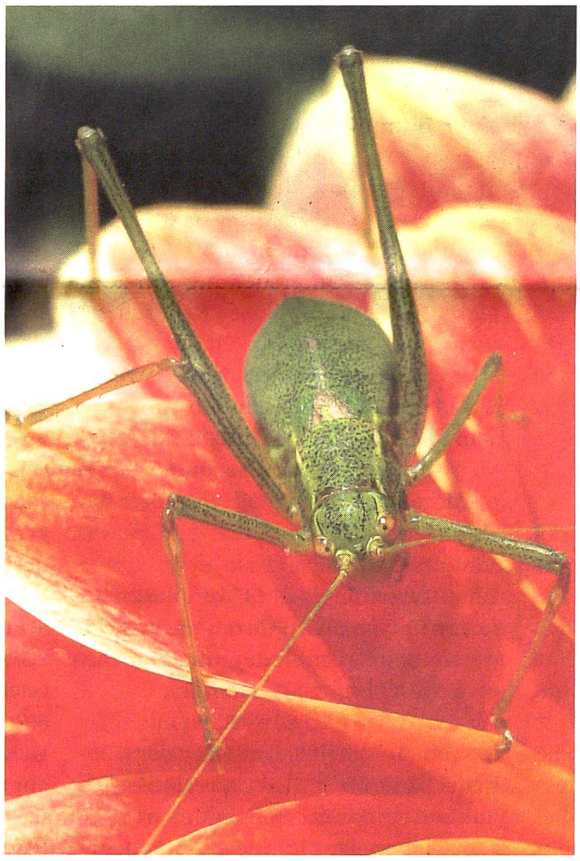
Sarah Reiff

Grün Stadt Zürich – zuständig für die Grünräume in der Stadt Zürich – erfasst seit 2008 das Vorkommen von Tiergruppen wie Schmetterlingen oder Reptilien. Mitarbeitende zählen jährlich in einem anderen Zehntel des Stadtgebietes die vorkommenden Arten, sodass sie nach zehn Jahren wieder beim gleichen Gebiet angekommen sind. Verglichen wurden die Zahlen das erste Mal 2018.

Damals wurden im entsprechenden Gebiet doppelt so viele Arten wie 2008 gefunden, neu aufgetreten ist unter anderem der Kleine Schillerfalter. 2019 stellte Grün Stadt Zürich den gleichen positiven Trend fest: Die Anzahl der Arten war von 90 auf 98 gestiegen. Dazu gehören beispielsweise die Vogelart Neuntöter und die Heuschrecke namens Punktierte Zartschrecke, deren Bestand bedeutend gewachsen ist.

Ökologische Projekte für die Stadt

In Städten wird seit Jahrzehnten gebaut, Wohnraum verdichtet und dadurch Natur zerstört. In Zürich jedoch hat sich Grün Stadt Zürich zum Ziel gesetzt, dieser Entwicklung entgegenzuwirken. Sie schaffen unter anderem neue Grünräume in der Stadt, erhalten bereits vorhandene oder arbeiten sie neu auf. In den vergangenen zehn Jahren hat Grün Stadt Zürich zahlreiche dieser Projekte realisiert, so beispielsweise den Pfingstweidpark oder den Pocketpark in Oerlikon. Wichtig für die Artenvielfalt sind auch sogenannte Vernetzungskorridore zwischen einzelnen Grünflächen. Letztere sind in einer Stadt durch viele befahrene, steinige und damit «unbelebte» Strassen voneinander abgeschnitten. Lange Betonkorridore ohne Nahrung oder Schutz sind Todesfallen für viele Tiere. Vernetzungskorridore können Grünstreifen sein oder Wildtierübergänge über stark befahrenen Strassen.



Die Punktierte Zartschrecke ist auf dem Vormarsch.

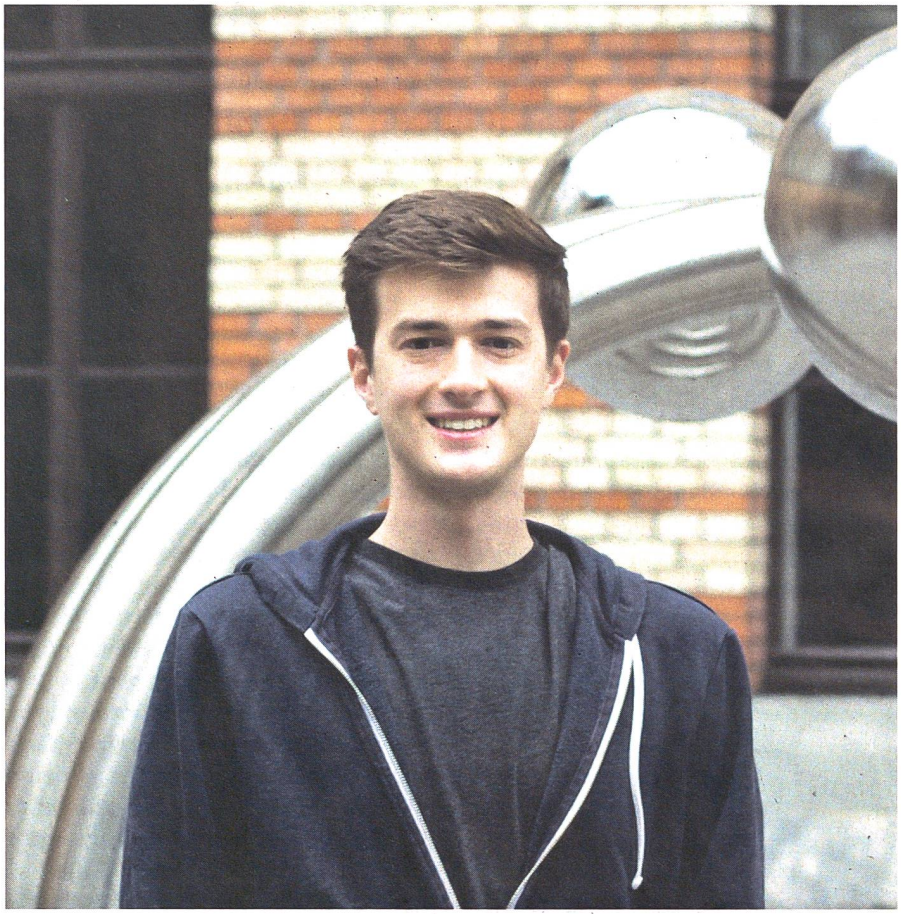
Bild: © Jayen466, CC

Limmat und Sihl bilden das Herzstück

«Wie Vernetzung funktioniert, kann man beispielsweise an der Ausbreitung der Mauereidechse schön zeigen», erklärt Marc Werlen, Kommunikationsleiter bei Grün Stadt Zürich. «In den 1980er-Jahren beschränkte sich deren Vorkommen auf das Bahnareal Zürich. Heute findet man sie bis auf den Hönggerberg.» Das Herzstück des ökologischen Vernetzungssystems bilden grosse Gewässer wie Limmat oder Sihl. Doch nicht für jedes Tier in der Stadt Zürich sieht es so rosig aus wie für die Punktierte Zartschrecke; den Schmetterling Mauerfuchs gibt es beispielsweise nicht mehr. Das kann an diversen Faktoren liegen, wie am Wetter oder der Futterlage des spezifischen Jahres. «Es kann aber auch sein, dass sich ein Tier bei einer Kartierung nicht zeigte», erzählt Werlen. «Bei der Kartierung am Uetliberg 2018 zum Beispiel konnte keine Blindschleiche registriert werden. Wenige Tage nach der Medienmitteilung hat uns ein Mitarbeiter des Departements von seinem Freizeitausflug am Uetliberg ein Foto einer prächtigen Blindschleiche zugemailt.»

Spezialfall Stadt

In Zürich haben sich in den letzten Jahren also auch neue Arten ansiedeln können. Dies hängt vor allem mit den unterschiedlichen Klimabedingungen in der Stadt zusammen: Im Inneren der Stadt herrscht ein trockeneres und wärmeres Klima als auf dem Land. Grund dafür ist weniger der Klimawandel, sondern mehr die zunehmende Versiegelung und Versteinerung der Stadt. So konnten sich ursprünglich mediterrane Arten wie der Alpensegler in Städten ansiedeln. Auch wenn die langsam wachsende Artenvielfalt in Zürich erfreulich ist, ist sie im Verhältnis zum sechsten Artensterben, in welchem wir uns bereits befinden, wohl nicht mehr als ein Tropfen auf den heissen Stein. ◊



Luca Dahle: «Das Studium soll trotz hoher Anforderungen bewältigt werden können.»

«Ich bin für die Stimmung da»

Luca Dahle ist seit Herbst VSETH-Präsident. Er will für den Zusammenhalt im Verein sorgen.

Carlo Mariani (Interview)
Jonathan Progin (Bild)

Wie dominiert das Coronavirus deinen Alltag seit dem Amtsantritt als VSETH-Präsident?
Corona verdrängt alles andere auf der Agenda, es ist das Thema. Die Arbeit wird nicht wirklich weniger, sie wird eher mehr, und der Spass fällt dann weg. Das ist vor allem jetzt sehr schade, weil wir ein komplett neuer Vorstand sind.

Das Virus ist ja jetzt schon eine ganze Weile da. Wie bewertest du den bisherigen Umgang der ETH mit der Pandemie?
Als der Lockdown kam, hat die ETH richtig gut reagiert. Innerhalb von einer Woche wurde ohne grössere Probleme von Präsenzlehre auf digitale Lehre umgestellt. Studierende und Dozierende wurden technisch unterstützt und die Kommunikation hat gut funktioniert. Aber es war kein schönes Semester.

Dann bist du also froh, dass nun teilweise wieder Präsenzveranstaltungen stattfinden?
Ja, aber ein Studium ist an sich schon sehr anonym. Jetzt ist es noch viel krasser. Wenn es keine Möglichkeit gibt, Leute kennenzulernen, wird es nur schwieriger.

Können da nicht Online-Events aushelfen?
Wir haben im Frühling vieles online probiert, aber es kam nicht sehr gut an. Es ist einfach etwas anderes, wenn man ausschliesslich über Zoom miteinander redet. Das macht weniger Freude und braucht viel mehr Konzentration.

Was willst du als Präsident erreichen?
Als Präsident bin ich für die Stimmung da: Es ist eine meiner Hauptaufgaben, sicherzustellen, dass die Leute, die sich im Verband engagieren, glücklich sind und Spass haben. Es soll generell ein angenehmes Klima im Verband herrschen. Das ist definitiv ein Aspekt, an dem ich mich am Schluss messen lassen möchte.

Und was ist mit der Hochschulpolitik oder den Verbandsstrukturen? Möchtest du daran nichts ändern?
Die Hochschulpolitik ist ein sehr wichtiges Thema, schliesslich hat sie direkte Auswirkungen auf den Alltag der Studierenden. Gerade jetzt während Corona ist es mir ein Anliegen, dass das Studium an der ETH trotz hoher Anforderungen und den jetzt erschwerten Bedingungen zu bewältigen möglich bleibt. Die Verbandsstrukturen sind eigentlich gut und haben sich bewährt. Sowohl der VSETH als Dachverein für alle Studierendenorganisationen als auch die Kommunikation mit der ETH funktionieren gut. Da möchte ich eigentlich nichts verändern.

An der ETH sind Frauen nach wie vor unterrepräsentiert. Wie können ETH und VSETH für mehr Gleichberechtigung sorgen?
Es wurden ja gerade zwei neue Vizepräsidentinnen in den ETH-Vorstand ernannt, und der Rektorin Sarah Springman ist Frauenförderung ein grosses Anliegen. Die Lösung des Problems ist vielleicht nicht wirklich nah, aber das Problem wurde erkannt und die Leute arbeiten daran.

In der Totalrevision des ETH-Gesetzes ist eine erweiterte Videoüberwachung auf dem Campus vorgesehen. Der VSETH hat diese erfolglos bekämpft. Was nun?
Es stört mich sehr, dass Videoüberwachung in Seminarräumen, Hörsälen oder in Sitzungszimmern möglich sein wird. Wir müssen aufpassen, dass dies nicht zu Einschränkungen der Freiheiten auf dem Campus führt. Wir werden jedenfalls den Dialog mit der Schulleitung suchen, damit das Gesetz sinnvoll angewandt wird. ◊

Zur Person
Luca Dahle ist seit September Präsident des VSETH. Vorher war er Präsident des Akademischen Maschinen- und Elektro-Ingenieur Vereins (AMIV). Er studiert Mikro- und Nanosysteme im Master.

Das neue ETH-Gesetz ermöglicht starke Eingriffe in die Privatsphäre der Studis.

Bild: © ETH Zürich/Gian Marco Castelberg / Montage: sum

Bespitzelt die ETH bald ihre Studis?

Das neue ETH-Gesetz ermöglicht Videoüberwachung auf dem gesamten Campus. Das sorgt für rote Köpfe.

Roxane Steiger

Das ETH-Gesetz aus dem Jahr 1991 wird einer Totalrevision unterzogen. National- und Ständerat haben das revidierte Gesetz Ende September angenommen. Es soll in Kraft treten, sobald die letzten Differenzen zwischen den beiden Kammern bereinigt sind. Ein darin enthaltener Gesetzesartikel schafft die Rechtsgrundlage für eine Reihe neuer Sicherheitsmassnahmen. Der Verband der Schweizer Studierendenschaften (VSS) und der VSETH stehen dieser Neuerung kritisch gegenüber.

Mehr Kameras und Sicherheitspersonal

Zum einen darf die ETH private Sicherheitsdienste einrichten, die Sicherheit und Ordnung auf dem ETH-Areal gewährleisten sollen. Zur Erfüllung dieser Aufgabe können Personen befragt, Ausweiskontrollen vorgenommen sowie Personen, die sich nicht regelkonform verhalten, kontrolliert oder weggewiesen werden. Ausserdem sind die Sicherheitsdienste dazu befugt, Daten mit Angaben zur Identität von Personen, die gegen Vorschriften verstossen, zu erfassen.

Zum anderen ermöglicht die Revision, dass die ETH auf ihrem gesamten Hochschulgebiet Überwachungskameras einrichten darf. Ob die Videoaufnahmen in anonymisierter Form für Schulungen verwendet werden dürfen, ist noch unklar.

Die Frage nach der Verhältnismässigkeit

«Ich verstehe, dass Videoüberwachung in gewissen Kontexten Sicherheit gewährleisten kann. Videoüberwachung auf dem ganzen Areal zu ermöglichen, ist jedoch völlig unverhältnismässig», kritisiert Laurent Woeffray vom VSS. Er verweist dazu auf den Minderheitsantrag der Grünen-Nationalrätin Valentine Python. Sie betont, dass das Gefühl ständiger Videoüberwachung einen negativen Einfluss auf die Arbeitsatmosphäre und Konzentration an der Hochschule habe. Die Überwachung sollte sich deshalb auf halböffentliche Räume beschränken und nicht in Büros oder private Räumlichkeiten von ETH-Angehörigen eindringen. Ob ein Vorlesungssaal als halböffentlicher Ort gelten kann, ist streitbar.

Auch den Einsatz eines privaten Sicherheitsdienstes kritisiert der VSS und fordert, dass dessen Kompetenzen und Sicherheitskonzepte mit der Kantonspolizei abgesprochen werden sollen. Dies wird im aktuellen Gesetzesentwurf nicht vorausgesetzt. Dabei handelt es sich auf dem Hochschulareal zu grossen Teilen um öffentlichen Raum. Laurent betont diesbezüglich: «Der VSS geht davon aus, dass durch eine Absprache mit der Kantonspolizei unverhältnismässige Massnahmen besser verhindert werden können.»

Mangelnde Sicherheit an der ETH?

Im Zusammenhang mit der Sicherheitsdebatte stellt sich die Frage, ob es an der ETH Vorfälle gab, die ausgeweitete Überwachungskompetenzen legitimierten oder nötig machten. Auf Nachfrage beim VSETH sind keine solche Ereignisse bekannt. Die Vergehen haben in den letzten Jahren sogar abgenommen und bei 40 Prozent der verzeichneten Delikte handelt es sich lediglich um Sprayereien, die aussen an den ETH-Gebäuden angebracht wurden.

In dem Entwicklungsprozess bleiben insbesondere diese Fragen noch unbeantwortet: Wie soll es in Zukunft um das Vertrauensverhältnis zwischen den Hochschulangehörigen, der ETH und dem Bund stehen? Wie verändert sich das Verhältnis durch diese Gesetzesrevision? Das sind wichtige Punkte; es wäre besser gewesen, sie mit allen Beteiligten zu diskutieren, noch bevor der Gesetzesentwurf auf dem Tisch lag. ◊

Nicoletta Brazzola, Ulrike Proske und Leon Beck (von links nach rechts) fordern Divestment von der ETH.

Studis fordern erdölfreie ETH-Finanzen

Weltweit bekennen sich Unis zu Divestment. Hierzulande hat sich nicht viel bewegt. Studis ziehen nun die ETH zur Verantwortung.

Nuria Tinnermann (Text und Bild)

Am Freitag, den 3. Oktober, landete in den Postfächern des ETH-Präsidenten Joel Mesot, der Investment Commission und der ETH Foundation ein unscheinbares E-Mail. Im Anhang befand sich ein Schreiben, das den Rückzug sämtlicher Gelder aus fossilen Energien fordert. Unterstützt wird das Anliegen von Studierendenorganisationen wie dem VSETH, dem AVETH, der SSC, der NHW oder der Studierendengruppe des Klimastreiks Zürich. An der ETH sind damit circa 80 Prozent der Studierenden abgedeckt. Leon Beck, Ulrike Proske und Nicoletta Brazzola sind Teil der Arbeitsgruppe, welche die Forderungen erarbeitet hat. Die Hochschule solle nicht nur ihre Mittel aus Unternehmen zurückziehen, die mit fossilen Energien arbeiten. Ihre Anlagen und ihre Kriterien sollen transparent werden, die ETH solle sich auch öffentlich zu Divestment positionieren und bis zur Nachhaltigkeitswoche im März 2021 einen Aktionsplan ausgearbeitet haben.

Verantwortungsvolle Investitionen

Von Divestment spricht man, wenn Investitionen, die aus ökologischen und ethischen Gesichtspunkten problematisch sind, zurückgezogen und neu nachhaltig

platziert werden. Nicht-staatlichen Organisationen und aktivistischen Gruppierungen führen Divestment-Kampagnen in Ländern wie Deutschland, England und den USA schon seit Jahren. Pensionskassen und Institutionen werden dadurch öffentlich unter Druck gesetzt. Denn deren Investitionen in Aktien und andere Vermögensanleihen generieren zwar Einnahmen, finanzieren aber mit den investierten Summen gleichzeitig bestimmte Branchen. Die geforderten Neuinvestitionen sollen die Entwicklung einer nachhaltigen Gesellschaft vorantreiben und an Machtstrukturen rütteln, von denen oft umweltschädliche Branchen profitieren.

Schweizer Hochschulen hinken hinterher

Aber warum betrifft das eigentlich auch Hochschulen? Ulrike Proske beantwortet dies folgendermassen: «Eigentlich fordern wir einfach eine konsequent nachhaltige Positionierung der ETH. Sie hat zwar eine Nachhaltigkeitsstelle, mit der sie sich stark engagiert. Wirft man aber einen Blick auf die Geldflüsse der ETH, hört die Konsequenz dort auf.» Die Klimaforschung der ETH sage klar, dass fossile Energien keine Zukunft haben. Indem die ETH aber weiterhin darein investiere, werde sie diesen Erkenntnissen nicht gerecht, stellt Ulrike fest. Wichtig sei ausserdem auch das Signal, das eine international renommierte Hochschule sendet: «Würde sich die ETH positionieren, wäre dies nicht nur für andere Unis ein starkes Zeichen, sondern auch für den Schweizer Finanzplatz.»

Im Vergleich zu Ländern wie der USA und England hinken Schweizer Hochschulen beim Divestment noch hinterher. Trotzdem tut sich auch in der Schweiz etwas: «Die Uni Lausanne hat ihre gesamten Gelder in ein nachhaltigeres Portfolio transferiert, das Kohleunternehmen ausschliesst», erzählt Nicoletta Brazzola begeistert. Studierende anderer Hochschulen wie der UZH arbeiten ebenfalls an eigenen Forderungen und vernetzen sich zunehmend miteinander. Und auch andere Institutionen gehen bereits erste Schritte: Vor zwei Jahren haben sich 128 Professor*innen der ETH mit Divestmentforderungen an die eidgenössische Pensionskasse Publica – also auch die Pensionskasse der ETH – gewandt. Sie ist seither aus Investitionen in Kohleunternehmen ausgestiegen. Die Divestment-Gruppe der Studierenden fordert nun eine klare Positionierung der ETH.

Rückzug statt Reduktion fossiler Gelder

Ihre Forderungen betreffen sämtliche Geldflüsse der ETH. Dabei gehe es nicht nur um die Investitionen der ETH, sondern auch um die Gelder der ETH Foundation, die Drittmittel und das Geld vom Bund, so Leon Beck. Wichtig sei also, woher die Mittel kommen, auf welchem Konto sie liegen und wo sie investiert werden. «Deshalb sind unsere Forderungen auch breit formuliert. Wir fordern nicht nur Divestment. Denn bei der ETH kommt der Grossteil des Geldes direkt vom Bund», erklärt er. Bei einem Jahresbudget von 1.7 Milliarden sei es auch relevant, auf welchem Konto sich diese Geldsummen befinden würden. «Ausserdem soll die Finanzabteilung nicht nur graduell nachhaltiger werden. Es soll nicht mehr möglich sein, auch in das nachhaltigste Flugunternehmen zu investieren», verlangt Ulrike Proske. «Deshalb fordern wir auch den totalen Rückzug von Investitionen in fossile Energie und geben uns nicht mit einer Reduktion zufrieden.»

> **«Die ETH unternimmt noch nicht das Maximum.»**
>
> Robert Perich, Vizepräsident Finanzen ETH

Die ETH gibt sich gemässigt

Robert Perich, Vizepräsident Finanzen und Controlling der ETH, sieht das anders: «Mir ist der Ansatz ‹fossil free› zu eng.» Momentan verfolge die ETH den «Environmental, Social and Governance»-Ansatz, ein Investitionsansatz, der diverse Nachhaltigkeitskriterien berücksichtige. «Langfristig ist das Ziel, aus fossilen Energieträgern auszusteigen, unumgänglich. Wenn wir dies aber nun radikal machen, kollabiert unsere Wirtschaft.» Dies sei nicht die einzige Problematik: «Als öffentlich-rechtliche Institution haben wir beschränkt Drittmittel, die wir investieren können. Im Vergleich mit grossen Pensionskassen wie der Publica sind wir mit unseren 300 Millionen Franken, die wir am Markt angelegt haben, ein 135 Mal kleinerer Player», argumentiert er. Das bestehende Angebot an nachhaltigen Finanzprodukten könnten sie deshalb nur schwach beeinflussen und müssten sich nach den Produktangeboten der Banken richten.

Das Potential ist noch nicht ausgeschöpft

«Die ETH unternimmt in Punkto Nachhaltigkeit bereits einiges, im Bereich nachhaltiger Investitionen ist es jedoch sicherlich noch nicht das Maximum», räumt Robert Perich ein. Die Anlagen der ETH befinden sich grösstenteils bei der UBS und werden dort in Form eines passiv verwalteten Vermögensmandats angelegt. Auf die Frage, ob man nicht bei nachhaltigen Banken anlegen könne, schüttelt er den Kopf: Sie hätten aufgrund rechtlicher Vorschriften und ihres ausgedehnten Forderungskatalogs begrenzte Auswahl. Trotzdem: Bestimmte nachhaltige Investitionsprinzipien würden berücksichtigt. «Sämtliche Anlagen unterliegen der Ausschlussliste des Schweizer Vereins für verantwortungsbewusste Kapitalanlagen.» Deren Ausschlussempfehlungen beinhalten mehrheitlich ausländische Waffenfirmen und berücksichtigen somit die Menschenrechte. Daran halten sich aber mittlerweile schon die meisten Schweizer Banken.

«Es fehlt der ETH noch an Eigeninitiative. Denn Produkte für passiv verwaltete Vermögen werden durchaus schon angeboten, wie beispielsweise durch die Ethos Stiftung», argumentiert Leon Beck. Der Wille sei zwar vorhanden, es brauche aber noch mehr Engagement, das würden auch die genannten ESG-Kriterien zeigen: «ESG-Faktoren sind nicht fest definiert, man kann sich also sehr schnell damit schmücken, ohne Veränderungen vornehmen zu müssen.» Deren Erwähnung besage lediglich, dass man sich mit den drei Themen beschäftige, es sei aber kein Gütesiegel. Deshalb brauche es Druck von aussen. «In Zukunft müssen aber auch vermehrt Drittmittel und deren Herkunft unter die Lupe genommen werden», findet Leon Beck. Die ETH weite dies seit Jahren immer stärker aus. Mittlerweile betragen sie beinahe 25 Prozent des Gesamtbudgets. «Deshalb wird auch die Frage, wer unsere Hochschulen finanziert, immer relevanter.» ◊

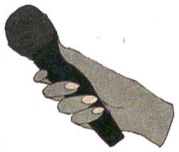
Herr Schlag, ersetzt das Internet den Glauben an einen allmächtigen Gott?

Digitales und Religiöses haben mehr gemeinsam, als man vermutet: Beide zeichnen sich durch weltumspannende Absichten und machtvolle Pracht aus. Die einen wollen Followerzahlen erhöhen, die anderen suchen nach neuen Jünger*innen. Was die einen Gott nennen, bezeichnen andere als Singularität. Digitale und religiöse Erklärungsmuster erheben jeweils Anspruch auf jeden Moment und das Ganze des Lebens. Beide können auch je eigene problematische Abhängigkeitsformen erzeugen. Und deshalb scheint die Beobachtung gar nicht so falsch, dass Digitales und Religiöses heute in heftigste Konkurrenz zueinander treten: sozusagen als universale Endgegner in Sachen Lebensorientierung und Weltallmacht.

Betrachtet man aber die vielfältige Online-Kommunikation, gewinnt man nicht den Eindruck, dass am Ende nur eine der beiden Grossmächte übrigbleiben wird. Die verschiedenen Religionen haben sich längst in die digitale Welt hineingebeamt. Auf Monitoren erscheinen digitale Gottesdienste und in Chatforen finden Seelsorge und religiöse Herzensbildung statt. Die theologisch gesehen durchaus offene Frage nach der Allmacht Gottes wird intensiv in sozialen Netzwerken debattiert. Das Internet scheint religiöse Glaubensfragen eher zu verstärken als zu ersetzen. Problematisch dürfte es erst werden, wenn vielleicht einmal künstliche Intelligenzformen zu attraktiveren, gar exklusiven Göttern erhoben werden – aber wer mag schon ernsthaft in diese Richtung hoffen und beten?

Dr. Thomas Schlag ist Professor für Praktische Theologie an der Universität Zürich.

Nachgefragt – An dieser Stelle beantworten Profs brennende Fragen.



Impressum

Zürcher Studierendenzeitung
98. Jahrgang
Ausgabe 5/20
www.zs-online.ch

Verlag
Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto: CH32 0070 0110 0030 6727 2

Der Medienverein ZS ist von der Uni und von der ETH finanziell unabhängig. Er ist eine durch den VSUZH und den VSETH anerkannte studentische Organisation.

Inserate
Timothy Walder
2047 Agency
Bahnhofstrasse 47
5600 Lenzburg
www.2047.agency

076 441 08 00
timothy.walder@medienverein.ch

Redaktionsschluss 6/20: 13.11.2020

Druck
Merkur Druck AG
Gaswerkstrasse 56, 4901 Langenthal

Auflage
26'104 (WEMF 2019), 30'000 (Druckauflage)
Die ZS erscheint 6-mal jährlich und wird an alle Student*innen der Universität Zürich sowie Abonnent*innen an der ETH Zürich verschickt. Nachdruck von Texten und Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion möglich.

Redaktionsadresse
Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
redaktion@medienverein.ch

Redaktion
Stephanie Caminada [stc], Dominik Fischer [fis], Sumanie Gächter, Lukas Heinser [hel], Carlo Mariani, Jonathan Progin [pro], Nuria Tinnermann [nur]

Mitarbeit
Sarah Baur, Camilla Bellman, Xenia Hitz [hix], Lisa Horrer, Anita Kiss, Xenia Koning, Marco Neuhaus [man], Sarah Reiff, Roxane Steiger, Marin Stojanovic, Kai Vogt

Bilder und Illustrationen
Lukas Bösch, Sumanie Gächter, Jonathan Progin, Marin Stojanovic, Nuria Tinnermann

Aufschlag
Redaktion (Bild: Walter Crane/PD)

Lektorat
Adrienne Walder
korrektorin@medienverein.ch

Produktionssong #5/20
Calypso Rose – Columbus

FSC www.fsc.org MIX Papier aus verantwortungsvollen Quellen FSC® C007321

Tinnermann

Utopisches wird machbar

Träumen — Armut abschaffen, bedingungsloses Grundeinkommen als Grundrecht, kein Wachstumszwang und internationale Solidarität als geltendes Paradigma. Das könnten alles mögliche Zukunftsszenarien sein. Klingt utopisch? Vielleicht. Der niederländische Autor und Aktivist Rutger Bregman lässt die Grenzen zwischen Machbarem und Utopischem jedoch verschwimmen. Blättert man durch sein Buch, kann die Realität getrost für ein paar Stunden vergessen gehen.

«Utopia for Realists», Rutger Bregman

Progin

Neapel am Bellevue

Weltmeister — Zürich hat von zwei Dingen genug: Bancomaten und Streetfood-Stände. Darum könnte man den neuen Take-Away-Ableger der Pizzeria Napulé hinter dem Coop Bellevue getrost abtun. Aber da würde man einen gewaltigen Fehler begehen. Denn am Ofen steht der dreifache Pizza-Weltmeister Raffaele Tromiro. Und dass er diesen Titel verdient hat, merkt man, sobald der leichte Teig den Gaumen berührt. Die Margherita katapultiert dich zumindest kulinarisch an den Golf von Neapel.

Napulé, Stadelhoferstrasse 42, 8001 Zürich

Heinser

Hörspielspannung

Rätsel — Die Allermeisten dürften sie aus Kindertagen kennen: Justus, Peter und Bob, drei junge Detektive aus Rocky Beach, die sich der Aufdeckung «mysteriöser Vorkommnisse» widmen. Während 200 Folgen bleibt es komplett jugendfrei: Kein Sex, keine Morde, kein Alkohol. Ein Wiederhören zeigt aber, dass die Geschichten auch für Erwachsene noch erstaunlich spannend sind. Tiefgang bieten sie nicht, aber gute Unterhaltung – perfekt für den Weg zur Arbeit, das Putzen oder zum Kochen.

Die drei ???, alle Folgen auf Spotify

Gächter

Durch die Nacht flitzen

Reisen — Die Maskenpflicht im Flieger wird wohl noch für eine Weile bestehen, und Fliegen ist sowieso nicht das Umweltfreundlichste. Besser, man nimmt den Nachtzug. Zum Beispiel von Mailand nach Sizilien via Rom und Neapel. Eine Zweierkabine kostet weniger Geld als ein Flug. Zwar ist man einige Stunden unterwegs, doch die Zeit kann man sich gut mit Lesen, Filmeschauen und insbesondere Schlafen vertreiben und wacht am nächsten Morgen im Süden Italiens wieder auf.

Trenitalia, Intercity Notte

Caminada

Strichmännchentanz

Festgenagelt — Auf dem Heimweg von der ZS begegne ich zu Unzeiten jeweils zwei Naegelis: Eine frisch-fidel dahinspringende Gestalt mokiert sich über meine Schläfrigkeit. Dass sie mich mit ihrem Gehstock den Zeltweg entlang weist, lässt mich Schlimmes befürchten. Und dann ein Skelett mit Sichel an der Strasse des Schutzpatrons der Wegelagerer! Doch sein knöchriger Finger zeigt auf einen Schriftzug: Sie wollen meinem Bett auf die Federn schauen, steht da. Ich atme auf, ich habe also doch eines.

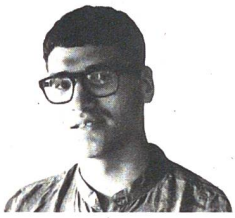
Sprayereien von Harald Naegeli, Zürich

Fischer

Wer schlägt, gewinnt

Rochiert — Wer hätte gedacht, dass Schach so innovativ sein kann? Online gibt es das Highspeed-Schach «Bullet» und «King of the Hill» mit dem Ziel, den König in der Mitte des Spielfelds zu platzieren. Beim «Crazyhouse» können geschlagene Figuren zurück aufs Feld geholt werden. Gleichzeitig streamen die Schach-Götter Magnus Carlsen und Hikaru Nakamura auf Twitch.tv und üben sich in der verrückten «Bongcloud»-Eröffnung. Zeit, selbst mal wieder eine Runde zu spielen.

lichess.org oder chess.com, gratis



Mariani

Gehobenes Binge-Watching

Mubi — Es gibt wenig Gemütlicheres, als einen Netflix-Abend zu vergucken. Der entertainmentbasierte Streamingdienst weckt aber ab und an Gewissensbisse, die den Blick auf den Arbeitstisch oder den vollen Wäschekorb schweifen lassen. Wie wäre es mit richtiger Filmkunst auf einer Plattform, wo man sich prokrastinierend weiterbilden kann? Die Kurator*innen von Mubi sorgen für handverlesene Filme von neuen Regisseur*innen und verdienten Preisträger*innen.

Studi-Abo bei Mubi, für 7 Franken/Monat

Die kolonialen Spuren Zürichs

Forscher*innen und Sammler*innen haben während der Kolonialzeit mit ihrer Arbeit zum internationalen Ruf zahlreicher Hochschulen beigetragen. Kolonialismus ist nicht nur ein abstraktes Konstrukt der Vergangenheit, sondern hat reale Spuren hinterlassen – auch in Zürich. Orte, welche auf die kolonialen Verstrickung der Zürcher Hochschulen verweisen, sind heute noch im Stadtbild präsent.

Das Völkerkundemuseum gilt für das Ausstellen von kolonial erworbenen Kunstwerken als Paradebeispiel. Aber auch der Alte Botanische Garten oder die Zoologische Sammlung der Uni Zürich haben unter anderem massgeblich vom Kolonialismus profitiert. So brachte Hans Schinz, Direktor beider Museen, Tier- und Pflanzenproben aus Deutsch-Südwestafrika, dem heutigen Namibien, mit. Im Neujahrsblatt der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich aus 1841 rief er Studierende dazu auf, im Ausland für die Sammlungen des Zoologischen Museums beizutragen. Nicht zuletzt trug Rudolf Martin am Lehrstuhl für physische Anthropologie wesentlich zur Rassenforschung bei.

Zürich bereicherte sich an imperialen Machtverhältnissen. Andererseits formierte sich hier auch Widerstand: An der Bolleystrasse 56 organisierten sich Revolutionär*innen in einer studentischen WG gegen koloniale Strukturen.

[nur]

«Eine grosse Aufarbeitung wäre überfällig»

ETH-Professor Harald Fischer-Tiné forscht zur Geschichte des Kolonialismus. Im Gespräch erklärt er, wie Uni und ETH von Kolonialreichen profitierten.

Carlo Mariani und Jonathan Progin (Interview)

Bild: © zVg

«Es geht um das Bewusstsein dafür, die Sensibilität für koloniale Verflechtungen und Relikte zu schaffen.»

Herr Fischer-Tiné, Sie forschen zur Geschichte von Kolonialismus und Imperialismus. Wie waren Uni und ETH Zürich an kolonialen Machenschaften beteiligt?
Sie waren stark involviert, wie viele europäische Hochschulen damals. Die Tatsache, dass die Schweiz keine Kolonialmacht war, heisst nicht, dass Schweizer Unis nicht mit verschiedenen Aspekten von Kolonialismus in Berührung gekommen wären.

Wie kam es zu diesen Berührungen?
Zum Beispiel forschten viele Schweizer Ethnolog*innen und Anthropolog*innen in Kolonialterritorien. Auch die damals benutzten Lehr- und Fachbücher waren Teil der paneuropäischen Wissensproduktion, die im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert stark vom Kolonialismus geprägt war.

Waren Uni und ETH auch direkt in Kolonien tätig?
Ja, es gab die ganzen «Open-air-Sciences» wie Botanik, Zoologie, Ethnologie, Anthropologie, Geologie und Geografie, die viel von kolonialen Konstellationen profitierten. Zahlreiche Akademiker*innen-Karrieren spielten sich in den jeweiligen Kolonien ab. In Papua-Neuguinea konnte man nun mal auf-

regendere Schmetterlinge finden als im Thurgau. Es war völlig normal, seine Sporen dort zu verdienen.

Also gingen auch Schweizer Wissenschaftler*innen in die Kolonien auf «Forschungsreise»?
Die Forscher*innen nahmen an solchen Kolonialexpeditionen teil, um ihre Experimente und Messungen durchzuführen – nicht selten mit militärischer Begleitung. Man hatte Zugriff auf Bevölkerungen, die sich nicht wehren konnten, und wenn doch, dann stand der britische Tommy mit dem Gewehr im Anschlag dahinter und sorgte dafür, dass man die betreffende Nase vermessen konnte. Die Kolonialreiche waren wie ein Shoppingparadies für Wissensbestände, die man dort leicht generieren konnte.

Anfang des 20. Jahrhunderts wurde an der Uni Zürich über physische Anthropologie, Rassenhygiene und Eugenik geforscht. Wie kam es dazu?
1899 übernahm Rudolf Martin den Lehrstuhl am anthropologischen Institut der Uni. Da die Disziplin noch relativ jung und nicht unumstritten war, musste er um Anerkennung kämpfen. Martins Argument in seiner Antrittsvorlesung war in etwa: «Unsere Forschung ist wichtig für die Kolonialreiche der Welt, wir können den europäischen Kolonisatoren helfen, ihre Territorien besser zu regieren.» Die Kolonialregimes glaubten also, damit ihre eigenen Untertan*innen besser verstehen und gruppieren zu können. Und so floss dieses «wissenschaftlich neutrale Wissen» in das Projekt des Kolonialismus ein.

Wie wurde dieses «Wissen» erworben?
Rudolf Martins Nachfolger, Otto Schlaginhaufen, ging in die deutsche Kolonie Papua-Neuguinea und nahm dort spektakuläre Messungen an 800 Melanesier*innen vor. Von seiner Expedition brachte er auch eine grosse Zahl von Schädeln mit, die in den Laboren und Lehrveranstaltungen an der Uni entsprechend bearbeitet und vermessen wurden. So gelangte das Wissen aus den Kolonien in die Schweiz.

Wurden solche Messungen auch an Menschen in der Schweiz vorgenommen?
Ja, einige Forscher gingen zum Beispiel nach Graubünden, um im Disentis die alpine Bergbevölkerung zu vermessen. Ausserdem holte sich Schlaginhaufen tatsächlich die Erlaubnis vom Militärdepartement ein, um zwischen 1927 und 1932 alle Schweizer Rekruten zu vermessen. In einer Langzeitstudie legte er dann einen quasi-ethnografischen Katalog über die unterschiedlichen rassischen Eigenschaften der Bevölkerung der verschiedenen Kantone an.

Fand solches koloniales Wissen auch in anderen Disziplinen oder Fakultäten Einzug?
Zur Grundausstattung einer deutschsprachigen Universität im 19. und 20. Jahrhundert gehörte auch ein Lehrstuhl für vergleichende indogermanische Sprachwissenschaften. Die Linguist*innen lernten damals indische Sprachen: klassisches Sanskrit ist ja die Grundlage dieser Disziplin. Und das geht zurück auf koloniale Wissensbestände. Englische Verwaltungsbeamt*innen in Kalkutta erlernten die Sprache zunächst nur, um die Territorien besser kontrollieren zu können, und daraus entwickelte sich – über Umwege – die Indogermanistik. Es trifft also sogar die vermeintlich harmlosen Geisteswissenschaften.

Rudolf Martin und Otto Schlaginhaufen waren beide an der Uni Zürich tätig. Was wissen Sie über damalige prominente ETH-Forscher*innen?
Einer der führenden ETH-Glaziologen, Alfred de Quervain, war 1911 auf einer grossen und medial stark gecoverten Grönlandexpedition. Damals wurde die lokale Inuit-Bevölkerung von Dänemark kontrolliert und christianisiert. Bei den Leiter*innen der Schweizer Expedition zapfte die dänische Kolonialverwaltung das generierte meteorologische und glaziologische Wissen ab und sorgte im Gegenzug dafür, dass die Forscher*innen nicht in Gefahr gerieten – eine Win-win-Situation.

«Die Kolonialreiche waren wie ein Shoppingparadies für Wissensbestände.»

Warum holte man ausgerechnet einen Schweizer?
Den neutralen Schweizer Forscher*innen hätte man – anders als etwa Brit*innen oder Russ*innen – nie zugetraut, dass sie den Plan hegten, ein Imperium zu errichten oder Rohstoffe zu rauben. Das öffnete manchen Schweizer Wissenschaftler*innen Tür und Tor für «Empire Hopping», wie ich es nenne. Auch die Schweizer Gletscherforschung ist also angereichert von diesen kolonialen Kooperationen und dem Wissen der Inuit, das dann bei der nächsten Alpenexpedition in der Schweiz zum Einsatz kam.

Was ist unter «Empire Hopping» zu verstehen?
Manche Karrieren wurden so geschmiedet, dass man zum Beispiel erst mal zwei Jahre in die britischen Kolonialreiche ging, dann war man eine Zeit lang in Niederländisch-Ostindien und würzte das Ganze noch mit einem Abstecher in die französischen Überseegebiete im pazifischen Ozean. Die Schweizer Neutralität machte solche Zirkulationen unproblematisch, hier hatte man einen deutlichen Wettbewerbsvorteil.

Schweizer Akademiker*innen waren im Ausland also gefragt. Inwiefern hat Zürich auch Forscher*innen aus anderen Ländern angezogen, die dann in einem kolonialen Kontext tätig wurden?
In Zürich wurden sehr viele Deutsche, aber auch Französ*innen, Belgier*innen und Niederländer*innen ausgebildet. Es spricht also vieles dafür, dass die Zürcher Universitäten auch auf diese indirekte Art einen nicht unwichtigen Beitrag zur Verwaltung und Ausbeutung europäischer Kolonialreiche geleistet haben.

Wie stand es um die Beteiligung der Studierenden bei kolonialistischen Machenschaften?
Das Privileg, an Expeditionen nach Papua-Neuguinea oder Malaysia teilzunehmen war den wenigsten Studierenden vorbehalten. Allerdings kamen im Rahmen von Völkerschauen gelegentlich sogenannte «Exot*innen» nach Zürich. Die Zürcher Anthropolog*innen nutzten die Gelegenheit, um diese Menschen schnell zu vermessen. Da ist es nicht unwahrscheinlich, dass auch Studierende in den Genuss kamen, selber Hand anzulegen.

Das war vermutlich nur die Spitze des Eisberges.
Genau, es gab neben Skeletten und Schädeln natürlich auch weniger Spektakuläres wie Käfer, Schmetterlinge, ausgestopfte Tiere oder Gesteinsproben. Mit dem Grossteil der Sammlungen an der Uni und ETH haben Generationen von Studierenden unreflektiert gearbeitet. Sie waren also völlig unbefleckt von der Vorstellung, dass die Sammlungen mit kolonialer Gewalt und Repression zu tun haben könnten.

Wie wird heute mit diesen Relikten umgegangen?
Ich mag mich täuschen, aber ich wüsste nicht, dass heute irgendwo eine Plakette steht oder man sich davon distanziert oder die Objekte wenigstens kontextualisiert hätte. Man hatte im Rahmen von Kolonialexpeditionen teilweise einfach Gräber aufgerissen und Schädel mitgenommen – natürlich ohne die Verwandten oder Hinterbliebenen zu fragen. An diesen Objekten konnten dann Studierende forschen.

Aber haben Studierende da einfach brav mitgemacht? Wie sah es mit Gegenbewegungen an den Zürcher Hochschulen aus?
Es gibt auch Spuren dieser Geschichte, und auch diese führen ins Zentrum von Uni und ETH. Hier haben prominente Unabhängigkeitskämpfer*innen ihre Netzwerke geknüpft. Sie fanden auch Sympathien und wurden von der Schweizer Bevölkerung unterstützt.

Zum Beispiel?
Sehr wenige wissen, dass hier einige bedeutende Freiheitskämpfer*innen als Studierende eingeschrieben waren. Sie waren allerdings oft mehr mit Bombenbauen und Flugblätterdrucken beschäftigt als mit Vorlesungen. Aber das Studium bot ihnen zumindest Schutz.

Wer waren diese Studierenden?
Da gab es zum Beispiel Champakraman Pillai, der ab 1910 Maschinenbau studierte und eine revolutionäre antikoloniale WG gründete – und zwar mitten im Univiertel an der Bolleystrasse 56. Dort wohnten zwei indische und zwei ägyptische Revolutionäre sowie eine Schweizerin, die als Übersetzerin fungierte. Innerhalb der kolonialen Strukturen gab es also auch antikoloniale Strömungen.

Gab es noch mehr revolutionäre Studierende?
Die Schweiz war kurz vor dem Ersten Weltkrieg ein regelrechtes Sammelbecken, in dem beispielsweise viele russische Studierende in anarchistischen oder sozialistischen Kreisen unterwegs waren. Und dazu gehörten eben auch Studierende, die an verschiedenen Fronten gegen Kolonialismus kämpften.

Und da eignete sich die Schweiz als neutrales Land gut?
Ja, auch dort bot die Schweiz einen Standortvorteil. Man wurde in Ruhe gelassen, konnte sich relativ leicht in Gruppen organisieren und durfte publizieren, was man wollte. Das Material wurde dann aus der Schweiz geschmuggelt. Für die internationalen Revolutionär*innen waren Schweizer Freund*innen sehr nützlich, weil sie reisen durften und somit ganz einfach Pamphlete und Flugblätter nach England oder nach Frankreich bringen konnten.

«Revolutionär*innen fanden hier ideale Bedingungen vor.»

Warum haben Revolutionär*innen hier studiert?
Zum einen war es karrierefördernd in Zürich zu studieren, da Hochschulen auch damals schon einen hervorragenden Ruf hatten. Andererseits fanden hier die Revolutionär*innen insbesondere zwischen 1911 und 1915 ideale Bedingungen vor.

Und die spazierten einfach unbehelligt in Zürich herum?
In der neutralen Schweiz tummelten sich zwar auch die deutschen, französischen und britischen Geheimdienste. Sie schrieben viele detaillierte Reports darüber, was revolutionäre Gruppierungen den ganzen Tag lang getrieben haben. Aber sie durften nicht zugreifen. Man konnte auch relativ unproblematisch Geld transferieren, um die Bewegungen in den Heimatländern zu unterstützen.

Die koloniale Vergangenheit war also nicht nur dunkel.
Überhaupt nicht. Für eine kurze Zeit waren Zürich, aber auch Genf und Lausanne, sehr bedeutend für den Aufbau transnationaler antiimperialistischer Netzwerke und hatten ihre «five years of fame». Zürich könnte sich vielleicht sogar für kurze Zeit als Hauptstadt des Antiimperialismus bezeichnen, weil hier sehr viele Fäden zusammenliefen.

Es würde sich also lohnen, die Vergangenheit endlich richtig aufzuarbeiten?
Ja, genau. Die koloniale Verstrickung soll auch in die verschiedenen Fakultäten getragen werden. In meinen Vorlesungen sind die Leute jedenfalls oft überrascht bis entgeistert zu erfahren, welche Verstrickungen es gab, weil sie das im Verlauf ihres Fachstudiums nie gehört haben.

Also bei allen Disziplinen, nicht nur in der Anthropologie oder in der Ethnologie...
Sehen Sie, ich stelle es mir immer so vor wie auf der Verpackung eines Schokoriegels: In den USA steht da häufig die Warnung «Can contain traces of nuts». Und genau so ist es auch bei den noch so unschuldig daherkommenden Natur- und Geisteswissenschaften: «They can contain traces of empire.» Dieses Wissen ist nicht immer auf den ersten Blick erkennbar. Es ist oft versteckt oder nur indirekt da eingeflossen. Es braucht eine Aufarbeitung.

Wie soll diese Aufarbeitung aussehen?
Es geht um das Bewusstsein dafür, die Sensibilität für koloniale Verflechtungen und Relikte zu schaffen. Das ist viel subtiler als eine martialische Statue. Von dieser kann man sich ja schnell befreien, und im Zweifelsfall stürzt man sie ins Meer, und dann ist Ruhe. Aber die Aufarbeitung der kolonialen Vergangenheit, also eine detaillierte Analyse, wie diese «traces of empire» unsere Wissensbestände und unsere Hochschulen geprägt haben, ist eine viel langwierigere Aufgabe. Es wäre kurz- bis mittelfristig dringlich, darüber zu sprechen und klar zu sagen, was man behalten möchte, wozu man steht und wovon man sich distanzieren will.

Kann diese Entwicklung auch durch studentisches Engagement angestossen werden?
Dafür gibt es sogar ein Beispiel: 2015 ging von Kapstadt eine Bewegung aus. Studierende hatten die Schnauze voll, jeden Tag an Statuen und Gedenktafeln von grossen Imperialhelden vorbeizugehen. Das Ganze mündete dann in einem halbjährigen Streik: Die Unis des ganzen Landes waren gelähmt, die Studierende forderten: «Decolonise education!».

Sollte das auch in Zürich passieren?
Ich könnte mir vorstellen, dass es hier natürlich nicht die gleiche Dringlichkeit gibt. Aber es wäre falsch zu denken, Kolonialismus habe nur mit den Kolonisierten etwas gemacht. Er hatte auch Auswirkungen auf diejenigen, die als Täter*innen beteiligt waren. Es ist an der Zeit, die Herausforderung anzunehmen und auch hier – vielleicht etwas nüchterner und weniger pathetisch – «Decolonise education!» zu fordern.

Was müssten Uni und ETH Zürich genau unternehmen?
Ich glaube es wäre überfällig, ein grosses Forschungsprojekt zu lancieren. Dann könnten sich sowohl die Uni als auch die ETH Zürich wirklich Sporen verdienen. Sie könnten dann als eine der ersten Hochschulen in Kontinentaleuropa sagen: «Wir warten nicht auf politischen Druck und Medienrummel, wir erforschen unsere Geschichte selbst und machen die kolonialen Verstrickungen transparent.» Dafür müssten beide Institutionen Geld in die Hand nehmen und dies tatsächlich seriös erforschen lassen.

Aber würde das die Zürcher Hochschulen nicht diskreditieren?
Nein, im Gegenteil. Es wäre meiner Meinung nach ein riesiger Selling Point für das internationale Renommee. Man sollte nicht auf die Vorwürfe von morgen warten: Für eine Universität des 21. Jahrhunderts wäre es ein Gebot der Transparenz, die viele Studierende aus Asien und einige wenige aus Afrika anzieht, diese Dinge zeitnah anzugehen. ◊

*Anm. d. Redaktion: Im Interview haben wir durchgehend eine mehrgeschlechtliche Schreibweise verwendet. Es ist allerdings davon auszugehen, dass der Grossteil der Kolonialist*innen Männer waren.

Zur Person
Harald Fischer-Tiné ist Historiker und Professor für Geschichte der modernen Welt an der ETH Zürich. Seine Forschung befasst sich mit der Transnationalen- und Globalgeschichte, Wissensgeschichte und der Geschichte von Kolonialismus und Imperialismus.

Die vertuschte Geschichte der Uni

In Zürich forschte man lange zur «Verbesserung der weissen Rasse». Die Universität tut sich schwer mit der Auseinandersetzung.

Carlo Mariani und Stephanie Caminada

Der ehemalige Uni-Rektor Alfred Ernst (mit Tropenhelm) auf einer «botanischen Studienreise» im malayischen Archipel.

Bilder: © Fotoalbum Studienreise Alfred Ernst, 1905-1906 / Deutsche Marineexpedition, 1907 (Schlaginhaufen, 1959)

An der Uni Zürich forschten Anthropologen, Mediziner und Biologen zu Rassenhygiene und Eugenik. Viele Wissenschaftler profitierten bei ihren Forschungen von kolonialen Herrschaftsstrukturen. Pascal Germann, Medizinhistoriker an der Uni Bern, hat sich in seiner Forschung insbesondere mit dem Zürcher Institut für Anthropologie auseinandergesetzt. «Das Institut ist Anfang des 20. Jahrhunderts zu einem Zentrum der globalen Rassenforschung aufgestiegen», sagt Germann.

Berühmt wurde das Institut vor allem für seine Messmethoden und Instrumente, die zu einem globalen Exportschlager wurden. Mit den Instrumenten liessen sich etwa Körpergrösse, Schädelumfang oder Gesichtswinkel bestimmen. «Diese Vermessungen waren oft demütigend», so Germann. «In den Lehrbüchern wurde beispielsweise gefordert, dass die Proband*innen ganz nackt sein mussten.» Die Entwicklung und Erprobung dieser Messmethoden und Instrumente fanden in europäischen Kolonien statt. So etwa in Deutsch-Neuguinea, wo der Zürcher Anthropologe Otto Schlaginhaufen bei seinen Messexpeditionen von deutschen Soldaten begleitet wurde.

Der Uni-Rektor hatte eine eugenische Gesinnung

Schlaginhaufen fand einflussreiche Verbündete an der Uni Zürich, um eugenische Forschungen zu fördern. «Wichtig war der Botaniker Alfred Ernst, der es 1928 zum Rektor der Universität brachte», sagt Germann. Ernst forschte ebenfalls in den Kolonial-

gebieten Südostasiens, wo er von der Infrastruktur des niederländischen Imperialismus profitierte.

Uni bot bis 1979 Rassenkunde-Vorlesung an

Alfred Ernst und Otto Schlaginhaufen gehörten 1922 zu den Mitbegründern der Julius-Klaus-Stiftung. Bei der Gründung war das Stiftungsvermögen grösser als das Jahresbudget der Uni. In den Statuten stand, dass rassenhygienische Reformen zur «Verbesserung der weissen Rasse» angestossen werden sollten. Laut Germann verdeutlicht dies, wie die universitäre Eugenik oft mit «Vorstellungen des kolonialen Rassismus» verschränkt gewesen sei. Bis 1970 die Statuten verändert wurden, waren neben Alfred Ernst vier weitere amtierende Rektoren der Uni Mitglieder der Julius-Klaus-Stiftung, die es noch heute gibt.

Die Uni Zürich bot bis 1979 eine Rassenkunde-Vorlesung an. «Es hat mich erstaunt, dass es bis in den Sechzigern kaum kritische Stimmen an der Uni gab», sagt Germann. Erst dann begann in der Schweiz die Akzeptanz der Rassenforschung zu bröckeln. «Eine wirkliche Auseinandersetzung mit dem Thema begann erst ab den Neunzigern.» Zwar sei heute das Institut sehr offen für die Aufarbeitung der eigenen Geschichte, aber Forschungen zu den kolonialen Verwicklungen von Zürcher Forscher*innen stehen erst am Anfang.

Macht will nicht in Frage gestellt werden

Ist das dann nicht ein aktives Vergessenmachen der eigenen Kolonialgeschichte, also eine koloniale Amnesie? Um das festzustellen, sei es wichtig zu verstehen, wie Erinnerungskulturen funktionieren. «Insbesondere weil Erinnerung auch sehr viel mit Macht zu tun hat», sagt Ana Sobral, Professorin für Global Literatures am Englischen Seminar der Uni Zürich. Sie befasst sich auch mit dem Postkolonialismus, der die Rekonstruktion einer Geschichte der «Anderen» fordert, denn die im Westen gelehrte Geschichte ist stark verzerrt von eurozentristischen Vorstellungen.

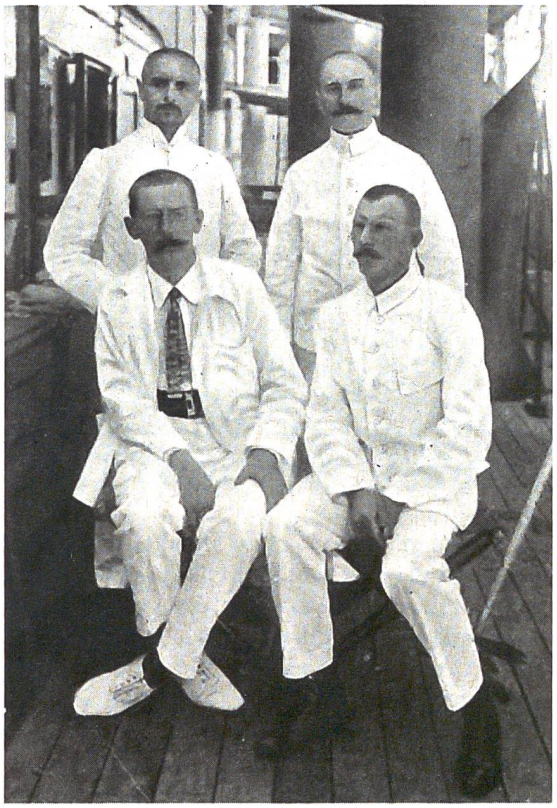
Andererseits sollen die fortbestehenden Machtstrukturen des Kolonialismus demaskiert werden. Das Vertuschen der eigenen Kolonialgeschichte rühre daher, dass die ökonomischen Verhältnisse von damals nicht einfach verschwunden seien. «Die Ungerechtigkeiten, die wir heute sehen, kommen aus der Kolonialzeit und sind eng mit dem Kapitalismus verbunden – es gibt eine enorme Kontinuität», erklärt Sobral. Auch heute gilt: Was nicht in das eigene Narrativ passt, wird ausgegrenzt. «Wer mächtig ist, will nicht in Frage gestellt werden.»

Vergessen statt aufarbeiten

«Auch die Hochschulen sind in erster Linie darauf bedacht, sich selbst zu erhalten», sagt Sobral. Deshalb tendierten die Institutionen dazu, gewisse Fragen nicht zu stellen. Sie hätten gerade andere Prioritäten, die von gewissen Vorstellungen von Erfolg, wie etwa Rankings, getrieben würden. «Wenn man etwas verändern möchte, trifft man immer auf einen gewissen Konservativismus. Die Uni und die ETH Zürich betonen zwar Innovation und Offenheit. Gleichzeitig reagieren sie aber oft mit Widerstand auf Kritik, die ihr gerade nicht passt», erklärt Sobral. Ihre tief verankerten Fundamente machten sie passiv und starr.

Nur die Institutionen zu kritisieren und zur Verantwortung zu ziehen, wäre aber zu kurz gegriffen. «Gerade auch die kollektive Erinnerung der Nationen tendiert dazu, Momente des Triumphes zu betonen und Momente der Scham zu vergessen.» So hat sich etwa in der Schweiz das Selbstbild eines neutralen Landes verwurzelt, das keine Kolonialmacht gewesen sein will. «Die Schweiz war aber nie neutral und sie profitierte durchaus vom Kolonialismus.» Für Veränderung brauche es Druck von aussen, sagt Sobral. Ein Beispiel dafür ist die Büste des Eugenikers Auguste Forel, die 2006 auf Druck der Studierenden entfernt wurde.

Das Wichtige passiert gemäss Sobral allerdings nicht an der Uni, sondern in der Gesellschaft. Denn das universitäre Wissen schafft es nicht immer dorthin zurück. Forels Büste ist ohne öffentlich wahrgenommene Kontextualisierung vom Uni-Eingang verschwunden. Wie die Erinnerung an Forels Geschichte wird Ende des Herbstsemesters 2020 auch Ana Sobrals Stelle beseitigt. Damit wird das Angebot im Bereich der postkolonialen Studien auch am Englischen Seminar deutlich reduziert. ◊



Otto Schlaginhaufen (o. r.) auf Forschungsreise.

Die brutale Welt der Betonburgen

Plattenbauten haben einen schlechten Ruf. Ein Appell für ein Comeback.

Marin Stojanovic (Text und Bild)

«Es ist uns zu Ohren gekommen, dass die Neu-Belgrader*innen vier von ihren Hochhäusern als ‹Die vier Idioten› bezeichneten. Während wir uns umsehen, können wir sie nicht identifizieren. Für uns kämen alle in Frage.» Mit diesen Worten fasste der Schriftsteller Dušan Duško Radovic die «Gleichmacherei» der Bauplanung in Neu-Belgrad zusammen, die Betondschungel, die man stark mit Städten aus den Ländern des Warschauer Pakts assoziiert. Doch kann man die gleichen vorangefertigten Fassaden in den Trabantenstädten oder in den Banlieues sehen. Auch in Zürich sind die brutalen Monumente überall: vom gentrifizierten Lochergut über Grünau bis zum Corbusier-inspirierten Unter-Affoltern. Während die Plattenbauten im Westen stark als «Problemviertel» behandelt wurden, wurden sie im Osten als Errungenschaft des Sozialismus gefeiert. Das Leben in den Neubauten ist nicht luxuriös. Aber es ist eine effektive Art, alle mit Wohnungen zu versorgen - besser, als obdachlos zu sein. Heute, wo neue Apartments in der Europaallee für enorme Summen verkauft werden, fehlt es in Zürich an bezahlbarem Wohnraum. Zeit, dass die Arbeiterschliessfächer ein Comeback erleben.◊

Kein gewöhnlicher Bioladen: die Rampe21 an der Ausstellungsstrasse 21.

Foodwaste an der Wurzel packen

Der neue Laden des Vereins Grassrooted will eine Altenative zum Grossverteiler sein.

Kai Vogt (Text)
Sumanie Gächter (Bild)

Mit einer unkonventionellen Rettungsaktion hat der Verein Grassrooted im Sommer 2018 das erste Mal auf sich aufmerksam gemacht. Ein Zürcher Biobauer sass auf rund 30 Tonnen Tomaten fest. Die einzige Aussicht: die Biogasanlage. Kurzerhand starteten die jungen Aktivist*innen des Vereins einen Aufruf und verkauften das Gemüse auf offener Strasse. Fast alle Medien berichteten. Weitere Aktionen zur Problematik Foodwaste folgten. Nun hat Grassrooted Ende Juni dieses Jahres ihren eigenen Laden in Zürich eröffnet – die Rampe21 soll ein Gegenmodell zum gewöhnlichen Supermarkt bieten.

Für 30 Franken Gemüse retten

Beim Betreten des Geschäfts merkt man schnell, dass dies kein gewöhnlicher Bioladen ist: Das grelle Licht und die kahlen Böden zeugen mehr von Funktionalität als von Ästhetik. «Wir verkaufen vor Ort nicht nur unsere Produkte, sondern arbeiten auch hier», erklärt Dominik Waser, Mitbegründer von Grassrooted. Deswegen hätte man den Ort auch «Rampe» genannt. Zusammen mit zwei Freunden leitet der 22-Jährige die Rampe21 und den dahinterstehenden Verein Grassrooted.

«Begonnen hat alles mit dem Thema Foodwaste», erzählt Waser. Das Problem liege hauptsächlich beim «System Grossverteiler» und dessen verhärteten Strukturen: Die Grossverteiler bestimmten die Qualitätsnormen des Gemüses und gäben den Landwirt*innen keine Abnahmegarantien, sodass oft zu viel produziert werde. Zudem möchten die Grossverteiler jederzeit alles anbieten können. Grassrooted will ihnen hierbei Paroli bieten und entwickelte deshalb das Gemüseretter*innen-Abo: Alle zwei Wochen bekommt man für 30 Franken sechs Kilogramm saisonales Gemüse nach Hause geliefert, das den Landwirt*innen durch Grossverteiler nicht abgenommen wird, weil es zu dick, zu dünn, krumm oder einfach überschüssig ist.

Neue Struktur für Lebensmittel-Läden

Doch ändern solche Rettungsaktionen wirklich etwas am Grundproblem? «Das Abo ist systemerhaltend, da das Problem Foodwaste nicht verschwindet, wenn wir Gemüse retten – uns war das von Anfang an klar», stellt Waser klar. «Doch sind wir überzeugt, dass die Sensibilisierungsarbeit geleistet werden muss.» Die Leute auf dieses Thema aufmerksam zu machen, sei ein zentrales Anliegen. Dass mit den Kleinbauern und -bäuerinnen auf den Märkten konkurriert wird, nehmen die jungen Aktivist*innen dafür in Kauf. «Will man das Problem auf lange Sicht lösen, müssen wir die Strukturen anders aufbauen, das heisst aus dem ‹System Grossverteiler› aussteigen und eine alternative Struktur von den Produzent*innen bis zu den Konsument*innen bieten.»

Genau dies versucht Grassrooted mit der Rampe21 zu verwirklichen. Im Laden wird heute vor allem Gemüse von kleinen Betrieben aus der Region angeboten, die sich der nachhaltigen Landwirtschaft verschrieben haben. Ergänzend dazu werden Grundnahrungsmittel verkauft, alles entweder Bio- oder Demeter-zertifiziert und nur in grossen Mengen erhältlich, um die Preise zu senken. Organisiert ist die Rampe heute als GmbH, Ziel ist es jedoch, eine demokratische Genossenschaft zu bilden. Als «Rampenmitglied» bei der Kooperative darf man die Produkte mit einer 10-Prozent anstatt 30-Prozent-Marge beziehen, muss aber monatlich einen Beitrag zahlen. Das soll auch ein Anreiz für Studierende sein: «Es geht uns auch darum, jungen Leuten, die zum Beispiel in einer WG wohnen, eine Möglichkeit zu schaffen, nachhaltig hergestellte Produkte zu fairen Preisen zu beziehen.» ◊

Bild: © Sogar Theater

Sprache malt die schönsten Bilder

Das Sogar Theater widmet sich allen sprachlichen und literarischen Facetten.

Xenia Koning

Versteckt in einem Innenhof an der Josefstrasse im Kreis 5 befindet sich das Sogar Theater. Kaum hat man es betreten, überzeugt es mit seiner Schlichtheit und Gemütlichkeit. Das Theater verfügt über eine behagliche Bar und verzichtet im Gegensatz zu anderen Theaterhäusern auf eine erhöhte Bühne. Seit seiner Gründung im Jahre 1998 bezeichnet sich das Sogar Theater als literarisches Theater. Im Programm finden sich zeitgenössische Theaterstücke und Spoken-Word-Performances. Diese Ausrichtung macht es einzigartig. Seit der Übernahme durch Ursina Greuel und Tamaris Mayer vor zwei Jahren richtet es sich zudem zunehmend zeitgenössisch aus.

Verzicht auf aufwändige Requisiten

Die Bilder in den Köpfen der Zuschauer*innen sollen über die sprachliche Ebene entstehen, weswegen die Stücke aufwändige Bühnenbilder und Requisiten verzichten. Das Wort soll dabei förmlich zum Leben erweckt werden, nicht nur in Form des Geschichtenerzählens, sondern auch durch die Rhythmik der Sprache. Zu sehen war dies in der vergangenen Produktion «REDENsingen», in der berühmte Reden zum Thema Menschenrechte, etwa von Jean Ziegler oder Malala Yousafzai, musikalisch vertont und weitergesponnen wurden. Doch auch andere Aspekte der Sprache sind dem Sogar Theater wichtig: «Obwohl wir in einer multikulturellen Gesellschaft leben, hört man auf der Theaterbühne nicht oft gebrochene oder unperfekte Sprachen oder ein Deutsch, das jemand erst vor fünf Jahren gelernt hat», erklärt Tamaris Mayer. Das wollen sie ändern.

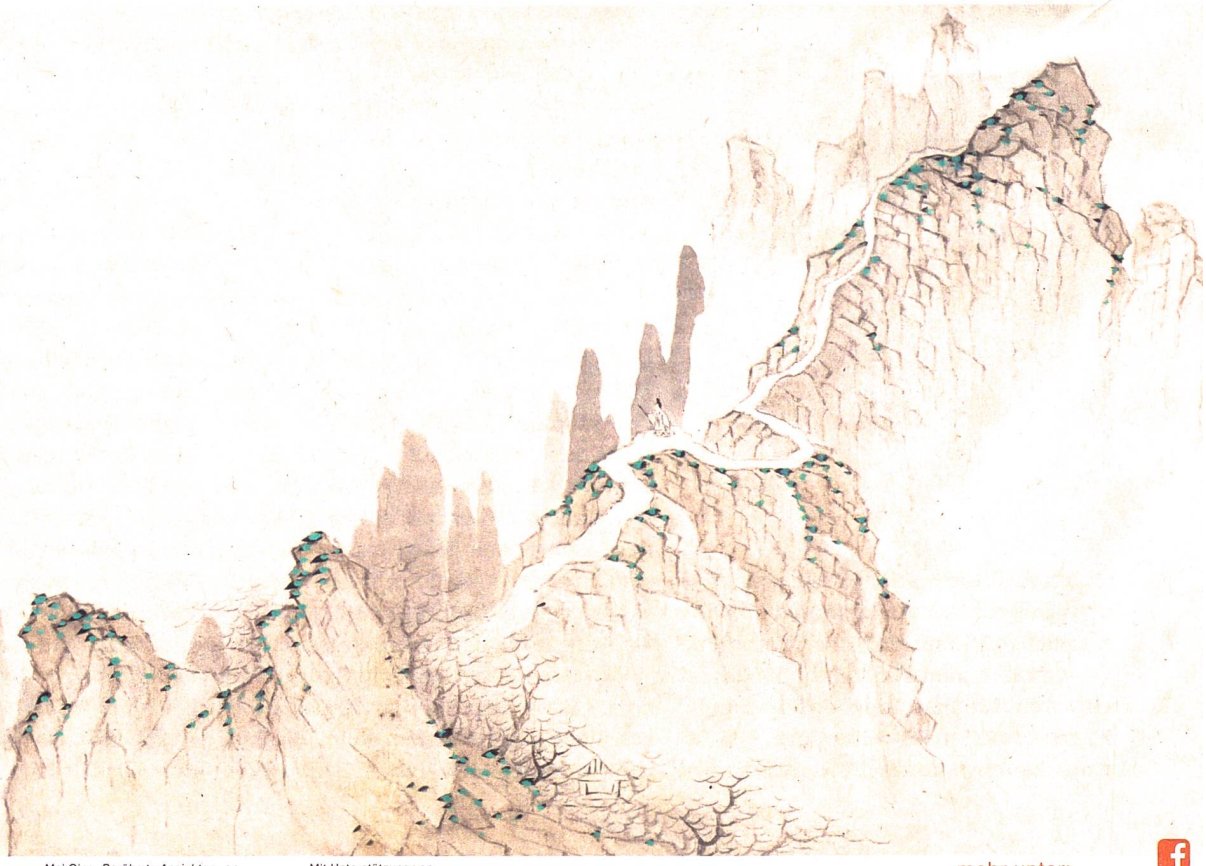
Um Sprache in all ihren Facetten zu beleuchten, setzt das Team stark auf den Dialog. Sie suchen dazu aktiv das Gespräch mit den Zuschauer*innen. Dies manifestiert sich auch physisch durch die nicht vorhandene Bühne: Sie arbeiten auf Augenhöhe mit dem Publikum, aber auch innerhalb des Teams – von Schaupieler*innen bis Techniker*innen verdienen nämlich alle gleich viel. Regelmässig halten sie Publikumsgespräche in der Bar ab. «Diese Tradition soll auch in Zukunft beibehalten werden, es entstehen immer sehr schöne Momente», sagt Tamaris Mayer. ◊

museumrietberg

SEHNSUCHT NATUR

Sprechende Landschaften in der Kunst Chinas

11. September 2020 — 17. Januar 2021

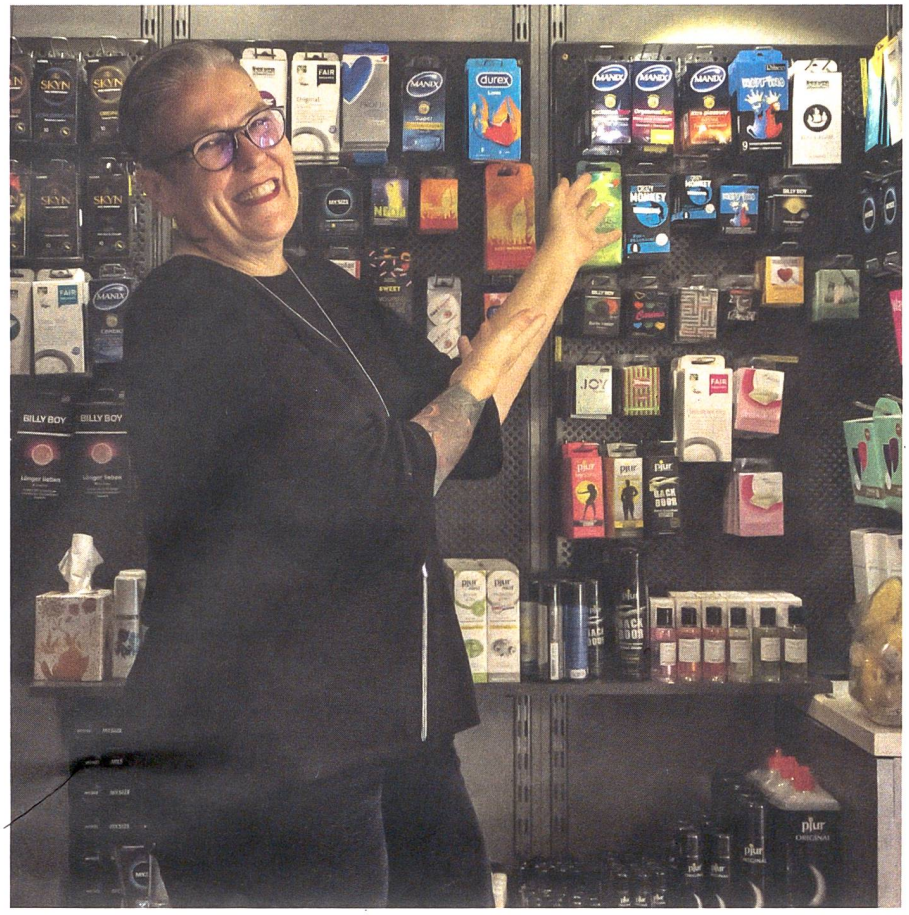


Mei Qing, *Berühmte Ansichten von Xuancheng*, 1679/80, Geschenk Charles A. Drenowatz, © Museum Rietberg, Foto: R. Wolfsberger

Eine Kulturinstitution der Stadt Zürich

Mit Unterstützung von Swiss Re

mehr unter: rietberg.ch



Erika Knoll legt grossen Wert auf fachkundige Beratung.

Die Instanz fürs Sexleben

Seit den Neunzigern führt Erika Knoll die Condomeria in der Altstadt. Ein Porträt.

Anita Kiss (Text)
Sumanie Gächter (Bild)

«Ich bin übrigens die Erika!», tönt es vom anderen Ende der Leitung. Genauso nahbar und herzlich ist dann auch das Gespräch in natura mit Erika Knoll, der Geschäftsführerin der Condomeria im Herzen des Zürcher Niederdorfs. Das Coronavirus habe dem Lädeli einen herben Schlag versetzt, erzählt Erika. Sie kämpft ums Überleben des kleinen Fachgeschäfts, das unter anderem Kondome und Sexspielzeug verkauft. Zwar gibt sich an diesem Tag die Kundschaft die Klinke in die Hand, doch solche Tage sind seltener geworden. Die Verkaufszahlen sind seit Anfang Jahr zurückgegangen, denn «wo kann man mehr Tröpfchen austauschen als beim Küssen?»

Grösse und Material sind entscheidend

Die Condomeria ist ein «HIV-Chind», sagt Erika zur Gründung des Ladens Anfang der Neunzigerjahre. Sie hat «das grosse HIV-Sterben» miterlebt. Der Schutz vor Krankheiten stand von Anfang an im Vordergrund. Heute habe das Virus seinen Schrecken verloren. Dadurch schütze man sich wieder weniger, und in der Folge gingen die Zahlen der Geschlechtskrankheiten wieder massiv in die Höhe. Die Pille war der Befreiungsschlag für Frauen durch den eigenen Schutz vor ungewollten Schwangerschaften: «Aber die Pille nützt einen Scheiss gegen Geschlechtskrankheiten!» ruft Erika aus. Es finde darum wieder eine Rückbesinnung auf Kondome statt. Viele Frauen merkten zudem, was die Pille physisch und psychisch mit ihnen macht. Und: «Praktisch alle sagen, wenn sie die Pille absetzen, haben sie wieder mehr Lust auf Sex.»

Die Kundschaft lässt sich gerne von Erika Knoll beraten und profitiert von ihrem Know-how. In der Apotheke gibt es beispielsweise Kondome nur bis Grösse 57, «und wem dies zu klein ist, der wurstelt sich durch und denkt, das müsse so sein», sagt sie. Die Condomeria bietet Grössen von 45 bis 69 an. Ein Gummi müsse vor allem bequem sein. Erika vergleicht ihn mit zu kleinen und drückenden Schuhen: «Da würdest du auch lieber barfuss gehen!» Zudem kommt es auf das Material an: So gibt es Alternativen zu Latex, wie etwa Körperwärme leitende Materialien, um das Kondom nur als einen «Hauch von Nichts» zu spüren, erzählt Erika.

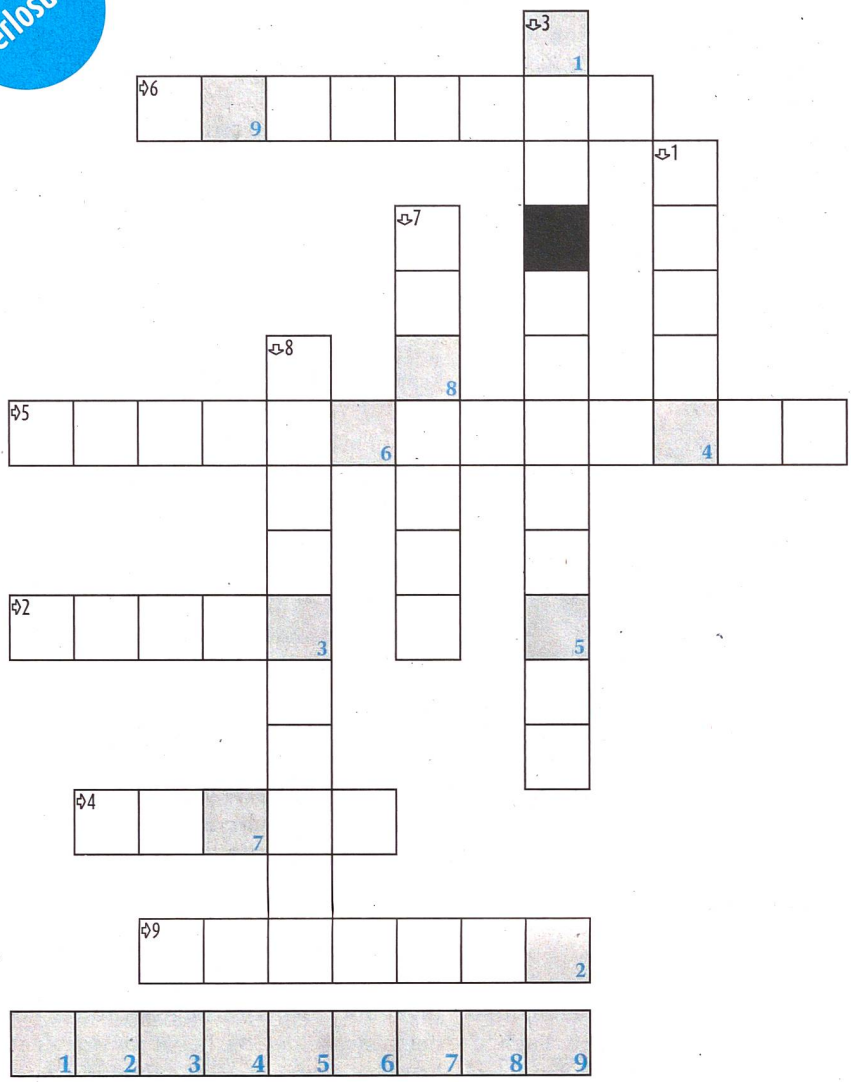
Die Scham ist noch nicht überwunden

Vieles hat sich seit der Gründung des Ladens in der Münstergasse verändert. Während das Lädeli vor 31 Jahren bloss Kondome und Scherzartikel anbot, besitzt es nun ein umfassendes Angebot mit Spielsachen, Massageölen und Weiterem. Durch die Medien habe der Druck auf die Jugendlichen enorm zugenommen, bedenkt sie. Bilder, die in Pornos vorgelebt würden, setzten sich in den Köpfen fest. «Dabei geht es doch darum, herauszufinden, was du selbst gern hast!» Ihre Aufgabe sieht Erika Knoll unter anderem darin, den Kund*innen zu vermitteln, dass sie hier ganz normale Produkte kaufen. Die Scham sei immer noch ein Thema und werde es wohl immer sein, meint sie. Doch bei den Gleitmitteln habe ein Umdenken stattgefunden. Früher habe man gedacht, die Frau sei «frigide» oder «der Mann bringt's nicht». Aber wenn es nicht klappt, könne dies diverse Gründe haben, so sei Gleitmittel heute Usus.

Die Condomeria war von Anfang an etwas Unkonventionelles. Erika nennt das Lädeli liebevoll ihr «kleines Biotop». Mit der Revolution habe es nicht funktioniert, es blieb bei der Biotop-Pflege. Die Zürcherin bietet auf kleinem Raum Platz für jegliche Bedürfnisse: «Du hast mein Sexleben bereichert!», habe ihr kürzlich ein Kunde gesagt – Erika Knoll lacht schallend! ◊

Verlosung

ZS-Rätsel



1. Italienische Stadt, berühmt für dort hergestellten Schinken und Käse
2. Erste Rektorin der Uni Zürich (Nachname)
3. Berühmte Mafiaserie auf HBO
4. Stoff und Attribut einer ehemaligen Handelsroute
5. Platz in Zürich
6. Fermentierter gesüsster Tee
7. Titel des Staatsoberhauptes von Jamaika (mit Umlaut)
8. Dafür braucht es mindestens 50'000 Unterschriften
9. Erster Premierminister des unabhängigen Kongo (Nachname)

Lauch oder Leuchte?
Teste dein Wissen im ZS-Rätsel.

Verlosung
Die ZS verlost 3x2 Freikarten für die Kinos Riffraff und Houdini. Schicke dazu einfach das Lösungwort des ZS-Rätsels an raetsel@medienverein.ch. Teilnahmeschluss ist der 4. November um 12 Uhr. Viel Glück!

Als die Jugend aufbegehrte

Ausstellung — Schlichte, etwas klapprige Holzstelzen füllen den ganzen Raum. Auf ihnen sind in kleinen Formaten zahlreiche Fotografien angebracht: Die Motive sind vielfältig und berichten, jedes auf seine Weise, von 1980, als die Jugend aufbegehrte und gegen das beengende Klima im «bünzligen» Zürich rebellierte. Die Fotografin Gertrud Vogler hielt den Zeigeist fest. Der Fokus ihrer Fotos, die in einer zweiteiligen Ausstellung im Zentrum für Architektur gezeigt werden, ist immer derselbe: In jeder Szene geht es um die Menschen und deren Stadt. Zürich dient als Kulisse und ist erstaunlich vertraut, wenn auch chaotischer und vollgesprayter. Auf einer Vollversammlung beim Platzspitz fängt Vogler die Mimik eines älteren, bärtigen Mannes ein, der gerade eine Rede hält. Rundherum stehen andere Demonstrant*innen, die seinen Worten gebannt lauschen: völlig selbstvergessen.

Geschichtliche Anekdoten ergänzen das Visuelle. Die Revolten und Demonstrationen waren nicht nur Ausdruck einer gelangweilten Jugend, die sich mehr Freiräume und ein urbanes Leben wünschte, wie dies von bürgerlicher Seite oft behauptet wurde. Hinter den Unruhen steckte weit mehr: der Unmut gegenüber einem ganzen Gesellschaftssystem. «Macht aus dem Staat Gurkensalat», forderte die Jugend. Denn der Staat schien blind zu sein für zahlreiche Probleme wie die Wohnungsnot oder den grassierenden Drogenkonsum. Wie sich die Aktivist*innen Gehör verschafften, erfährt man sodann im zweiten Teil der Ausstellung, der der «Sprache der Bewegung» gewidmet ist. Gezeigt werden Tonaufnahmen, Musik, Zeitschriften und Flugblätter der Bewegten. Das Herzstück bildet ein Raum mit einem alten Drucker in der Mitte, der Boden ist vollständig mit Flugblättern bedeckt. An den Wänden kleben Parolen.

«Zürich 1980» ist eine vielseitige Ausstellung, die zahlreiche Fragen aufzuwerfen vermag. Was bleibt übrig von der Bewegung? Und ist Zürich heute wirklich so frei, wie wir glauben? Eine Antwort findet sich nur schwer, es bietet sich aber eine gute Gelegenheit, über Zürich und die Menschen von damals und heute nachzudenken.

[hix]

«Zürich 1980. Bewegter Alltag» ist bis am 17. Januar im Zentrum Architektur Zürich zu sehen.

Revolte in der Haushaltsschule

Film — Französische Provinz um 1967: Paulette Van der Beck (Juliette Binoche) führt ein höchst traditionelles Leben. Sie ist seit Jahren verheiratet und führt eine renommierte Haushaltsschule. Dort lehrt sie jugendliche Mädchen, wie man Tee einschenkt, putzt und eine angepasste, dienende Partnerin für den Gatten abgibt. Mit Paulette leben ihr Ehemann Robert (François Berléand), vor allem beschäftigt mit dem heimlichen Beobachten der Mädchen, und dessen Schwester Gilberte (Yolande Moreau), eine etwas naive, aber liebenswerte Dame und Kochlehrerin der Schule. Ausserdem haben sie eine strenge Nonne als Aufpasserin zur Seite.

Doch innerhalb kurzer Zeit bricht die trüglich Idylle zusammen – Robert Van der Beck erstickt beim gemeinsamen Abendessen mit den Schülerinnen und die Frauen sind plötzlich auf sich allein gestellt. Von der Bank erfahren sie, dass Robert das ganze Vermögen der Schule verspielt hat. Ausserdem entpuppt sich der zuständige Bankier als Paulettes Vorkriegs-Jugendliebe André Grunvald (Edouard Baer) und zwischen den beiden entfacht eine neue Romanze. Die Schulmädchen sind derweilen erfasst vom Geist der späten 60er-Jahre und beginnen sich gegen die konservative Vorstellung der Frauenrolle und für gleichgeschlechtliche Liebe einzusetzen. Es dauert nicht lange, bis da Paulette Zweifel an ihren eigenen Idealen aufkommen.

Regisseur Martin Provost versteht es ausserordentlich gut, Witz mit bitterem Ernst zu kombinieren. Paulettes absurd korrektes Auftreten hindert ihn nicht daran, auch die Begrenztheit der damaligen Frauenrolle und die damit verbundene Tragik zu zeigen. So liefert er seine Figuren nie ganz der Lächerlichkeit aus. Dass dies so gut gelingt, liegt auch an der grossartigen Arbeit vieler Schauspieler*innen, darunter Hauptdarstellerin Juliette Binoche, die sämtliche Facetten menschlicher Gefühle zu bedienen weiss. Auf die Frage der ZS, wie sie es schaffe, so vielseitig zu sein und trotzdem einem Charakter treu zu bleiben, antwortet sie: «Das ist immer eine Herausforderung bei Komödien – man will Tiefe erreichen und gleichzeitig ‹Klavier spielen› als wäre es ganz leicht. Als Schauspielerin muss man halt alles können. Ich habe aber während den Dreharbeiten auch meinen Vater verloren. Das war hart und trug zum dunkleren Teil von Paulettes Charakter bei. Das Spielen im Film dagegen gab mir eine gewisse Leichtigkeit. Die verschiedenen Ebenen der Geschichte vermischten sich so mit denen meines Lebens.» Doch nicht nur Erwachsene brillieren, beeindruckend ist auch die Darstellung einer Liebe zwischen zwei Mädchen, die an Hemmungen der einen zu scheitern droht. Diese Hemmungen werden nie angesprochen oder benannt – natürlich handelt es sich um die Angst, entgegen damaliger Normen zu handeln –, sie werden nur durch Handlungen und Blicke gezeigt.

In «La bonne épouse» bleiben die Frauen ihrer Situation nie ausgeliefert, sondern übernehmen das Ruder und erheben sich über enge Vorstellungen ihrer Zeit. Der Mädchen-Revolte schliessen sich nach anfänglicher Entrüstung auch Paulette und Co. an. Gegen Ende des Films verwandelt sich die strikte Haushaltsschule und macht Platz für ein farbenreiches, selbstbestimmtes Leben. «La bonne épouse» zeigt innere und äussere Frauenkämpfe der 60er-Jahre, spickt aber alles mit viel Humor und lässt die Protagonistinnen schliesslich gemeinsam triumphieren. Ein durchwegs empfehlenswerter Film.

[hel]

«La bonne épouse» kommt am 29. Oktober in die Deutschschweizer Kinos.

Charmante Explosionen

Album — Die Osees (einst bekannt als Orinoko Crash Suite, OCS, Orange County Sound, The Ohsees, Thee Oh Sees oder Oh Sees) sind eine umtriebige Band. Mit wechselnden Musiker*innen veröffentlicht der ehemalige Coachwhips-Frontmann John Dwyer meist gleich mehrere Alben pro Jahr und tourt nah und fern. Seit 2003 hat die Band mehr als zwanzig Studioalben veröffentlicht und dabei von der eher halbherzigen Psychedelik der frühesten Alben zu einem handfesten Garage-Rock mit starkem Punk- und Krautrock-Einschlag gefunden.

Die ersten drei der fünf Songs auf dem neuen Album «Metamorphosed» sind treibende Garage-Rock-Hammerschläge, die allesamt unter der Zweiminutenmarke bleiben, charmante kleine Explosionen, denen man gerne verzeiht, dass sie vor allem von zwei oder drei rhythmischen Ideen und dem hohen Tempo leben. Der rumpelige Hardcore-Punk des Openers «Saignant» gibt als Weckruf sein Bestes, während der zweite Track «Electric War» versucht, sich mit seinem Gitarrenröhren selbst zu überbieten, was nicht übel gelingt. Den ersten Höhepunkt markiert das hysterisch kreisende «Weird and Wasted Connection», ein schmieriges Grinsen zu Musik geronnen.

Mit bloss zwei verbleibenden Songs kommt das Album dennoch auf 43 Minuten Laufzeit: «The Virologist» ist ein viertelstündiges Krautrock-Pastiche, das ein wenig zu ziellos und ohne die zähe Dichte der restlichen Tracks vor sich hindudelt. Die merkliche Spielfreude der Osees wird zum zweischneidigen Schwert, sobald man den Eindruck bekommt, dass hier fast nur der Witzeerzähler selber lacht. «I Got A Lot», der fiebrige Schlusstrack, nimmt mehr als 23 frenetisch zuckende Minuten in Anspruch und klingt, als hätte man einen lose verspielten, aber hypnotischen Funk-Jam in ein absurdes Rock-Idiom überführt, so selbstbewusst und lustvoll gespielt, als gelte es 50 Jahre nach Gruppen wie Ash Ra Tempel oder Can in dieser Hinsicht noch Neuland zu betreten. Nicht jedes Stück auf «Metamorphosed» ist mehr als die Summe seiner Einflüsse, aber wo die Rechnung aufgeht, ergeben sich genügend Momente zähneknirschender Intensität, dass man nicht kleinlich sein mag.

[man]

«Metamorphosed» von den Osees ist am 16. Oktober erschienen.

Bilder: © Lukas Bösch / © Carole Bethuel, Les films du kiosque / © JPD

Das Virus dreht mit

Die Corona-Krise hat die Schweizer Filmbranche hart getroffen. Ein Blick hinter die Kulissen eines Corona-Drehs.

Dominik Fischer

Als der Lockdown ausgerufen wurde, stand von einem Tag auf den anderen auch die ganze Filmbranche still, laufende Projekte mussten ausgesetzt werden, bevorstehende Drehs wurden verschoben. Auch das Projekt von Regieassistent Thomas Kaufmann wurde ins Jahr 2021 verlegt. Im Mai entstand dann die Arbeitsgruppe Safer Set, die sich die Frage stellte, welche Massnahmen eingeleitet werden müssen, um schnellstmöglich wieder drehen zu können.

Individuelle Herausforderungen am Set

Kaufmann ist Teil von Safer Set und übernahm die Aufgabe des Covid-19-Supervisors unter anderem am Filmset der SRF-Dramaserie «Neumatt» im ersten Drehblock. «Vom Branchenverband gab es grobe Anweisungen zum Umgang mit der Pandemie. Mit Safer Set haben wir konkrete Leitlinien zur Umsetzung am Dreh entwickelt. Von Produktionen wie ‹Neumatt› werden wir angestellt, um die Projekte diesbezüglich zu begleiten. Dazu gehört zum Beispiel die Erarbeitung einer Strategie, wie oft sich welche Mitarbeitenden auf Corona testen lassen müssen», erzählt der 45-jährige Kaufmann. Jede Produktion steht dabei vor individuellen Herausforderungen, da die Grösse der Teams und die Drehorte variieren. Rund zehn Prozent der Produktionskosten müssen für die Schutzmassnahmen und den Mehraufwand eingerechnet werden.

> **«Die Filmbranche rückt derzeit noch näher zusammen.»**
>
> Thomas Kaufmann, Safer Set

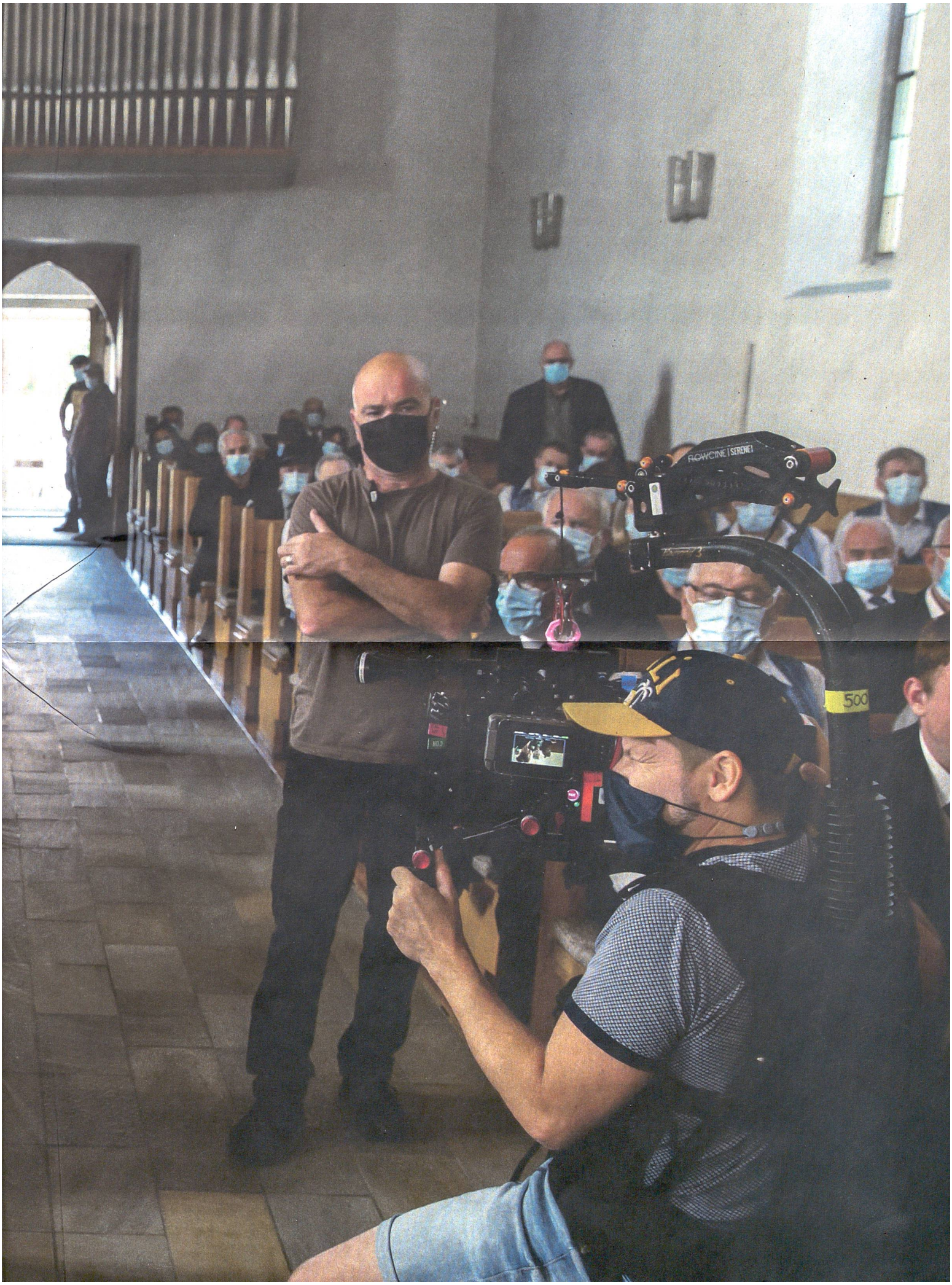
Unterbringung, Catering und Transport müssen anders geregelt werden, es braucht mehr Autos und mehr Hotelzimmer, um die Abstandsregeln einhalten zu können. «Das Wichtigste ist dabei der gesunde Menschenverstand», sagt Thomas Kaufmann. «Wir von Safer Set stehen im Austausch mit Expert*innen, die uns helfen können bei konkreten Fragen oder wenn es tatsächlich zu Corona-Fällen kommt.» Ausserdem geht es um den Schutz besonders exponierter Personen: Während die meisten anderen Personen im Team Masken tragen können, sind die Schauspielenden wegen ihrem Make-Up fast den ganzen Tag ohne Gesichtsschutz unterwegs. Dies bedeutet auch ein erhöhtes Risiko für die Masken- und Kostümbildner*innen, die mit den Schauspielenden in engem Kontakt sind.

Risiko für Produzent*innen

In Deutschland können sich die Filmproduzent*innen gegen Corona-Ausfälle versichern lassen, in der Schweiz gibt es eine solche Versicherung nicht. Das Risiko trägt die Produktionsfirma. Wird eine*r der zentralen Schauspielenden krank oder muss in Quarantäne, kann dies die ganze Produktion stilllegen. Wenn ein Drehtag zwischen 20'000 und 50'000 Franken kostet, geht es dabei schnell um viel Geld.

Dies ist ein Dilemma für die Produzent*innen. Sie dürfen den Hauptdarstellenden verbieten, reiten zu gehen, damit sie sich kein Bein brechen, aber sie können ihnen nicht verbieten, am Wochenende Party zu machen. Dabei handelt es sich auch um

Bilder: SRF/ Sava Hlavacek


FLOWCINE | SERENE
500

Safer Set steht der Produktion von «Neumatt» während den Dreharbeiten unterstützend zur Seite.

eine arbeitsrechtliche Schwierigkeit. Wie weit soll man in das Privatleben der Angestellten eingreifen dürfen, um Ansteckungen und eine Gefährdung des Drehs zu vermeiden? Die Produzent*innen können lediglich auf die Vorsicht und das Immunsystem ihrer Angestellten hoffen.

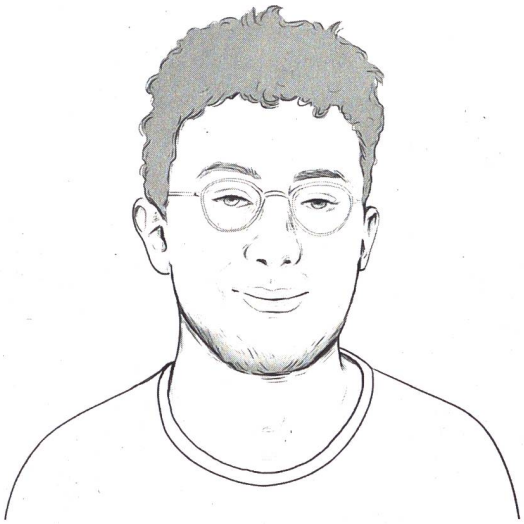
Auch die Arbeit mit Laiendarstellenden wird zur Herausforderung. «Kürzlich haben wir in einer anderen Produktion mit 90 Laiendarstellenden eine Szene in einem Club gedreht. Die können wir unmöglich alle testen, und auch das Einhalten der Sicherheitsmassnahmen wird in einer solchen Situation erschwert», erzählt Thomas Kaufmann. Der Entscheid, welche Szenen gedreht würden und welches Risiko eingegangen werde, liege bei den Produzent*innen.

Erschwerte Drehbedingungen

Wie bei «Game of Thrones» macht sich die Filmbranche daher grosse Gedanken über den nahenden Winter, der weitere Herausforderungen bringen wird. Einerseits, weil sich mehr Leute erkälten und mehr Leute getestet werden müssen, andererseits, weil sich einige Drehorte nach drinnen verlagern. «Eigentlich kommt es in der Filmbranche oft vor, dass Personen krank zur Arbeit kommen. Das ist natürlich sowieso nicht gut. Durch Corona sind wir nun aber alle zu noch mehr Vorsicht gezwungen», sagt Thomas Kaufmann.

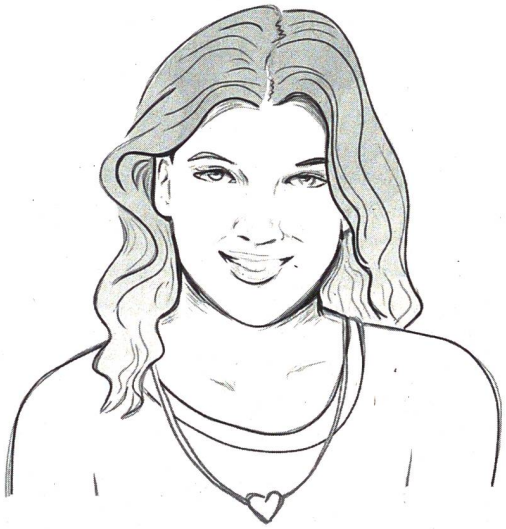
Die erschwerten Drehbedingungen bergen jedoch auch Positives. «Ohnehin wird in der Filmbranche über verschiedene Projekte hinweg kommuniziert. Derzeit rückt man noch näher zusammen und tauscht Know-how und Ressourcen im Umgang mit der Pandemie aus», erzählt Kaufmann. Trotz den erschwerten Bedingungen hat die Schweizer Filmproduktion wieder volle Fahrt aufgenommen: «Inzwischen wird wieder sehr viel gedreht», sagt Thomas Kaufmann. «Das liegt daran, dass sich Projekte zwischen März und Juni aufgestaut haben. Während sonst alles zeitlich relativ gut verteilt ist, finden derzeit zahlreiche Projekte gleichzeitig statt.» Doch die Arbeitsatmosphäre leidet unter der Pandemie. Alle in der Branche hoffen, dass man bald wieder zu normalen Drehbedingungen zurückkehren kann. Thomas Kaufmann sagt: «Wir halten uns an die Massnahmen und nehmen die Situation hin, wie sie ist. Aber die Apéros und Feste fehlen, und damit das Zwischenmenschliche neben der Arbeit.» ◊

Vitaparcours



Pro — Vitaparcours sind eine Schweizer Erfindung und feierten 2018 ihr fünfzigstes Jubiläum. Das Outdoor-Fitnessprogramm hat nicht ohne Grund überlebt. Wer einen Vitaparcours berennt, dürfte beim ersten Mal ein bisschen schmunzeln. Die Übungen scheinen recht einfach und erinnern an Altersturnen. Hüftekreisen, Armschwingen und einige Sprünge. Doch schon kommt der härtere Teil: Klimmzüge, Baumstammhüpfen, einbeinige Squats und zwischendurch rauf- und runterjoggen, da wird's einem bald heiss. Und wer sich langweilt, kann mehr Wiederholungen machen, einen statt zwei Armen benutzen oder schneller laufen – keine Grenzen sind gesetzt. Dazu gesellen sich Vorteile gegenüber dem Fitnessstudio: Vögel singen, der Bach plätschert, man riecht Pflanzen und atmet frische Luft. Ausserdem trainieren die Übungen den Körper und nicht nur einzelne Muskeln wie viele übliche Fitnessmaschinen. Auch Kondition und Kraft werden vereint. Am Ende hat man so ziemlich Alles gedreht, gespannt und gedehnt und kann abgeregt den Alltag stemmen. [hel]

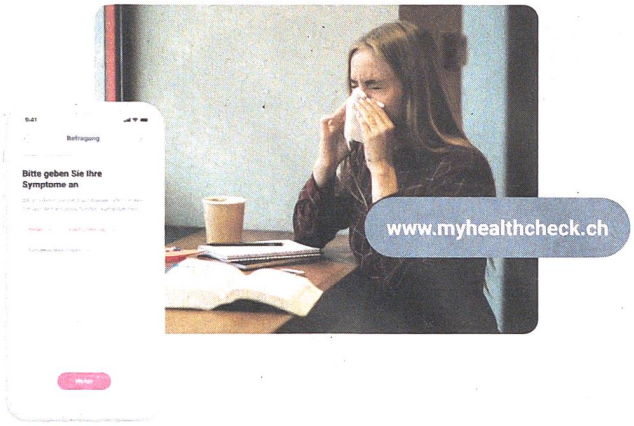
Kontra — Wenn ich mal renne, dann will ich laufen wie Forrest Gump, 24'500 Kilometer ohne Halt. Ich bin keine virtuose Sprinterin, nach wenigen Metern keuche ich bereits wie andere nach einem Marathon. Doch das Gefühl, dass ich es ohne Pause – immerhin gerade so knapp – um den halben Greifensee schaffe, macht mich euphorisch. Wieso sollte ich alle paar Meter anhalten, um über einen gefällten Baum zu balancieren oder halbherzig an ein paar rostigen Ringen zu hängen? Das ist unbefriedigend – und gibt Seitenstechen. Vitaparcouren ist für verblendete Städter*innen, die sich nur noch in den Wald trauen, wenn man ihnen vorgibt, wie sie sich beschäftigen können. Nein, ich wähle meinen Weg durch den Wald lieber selbst und ziehe die Sache ganz durch. Und jedes Mal hält der Atem ein wenig länger an. Sich selbst verbessern zu wollen, das ist nicht verkehrt. Es ist doch so, wie es ein Yogi-Teebeuteli uns etwa glauben machen wollte: Es kommt nicht darauf an, wie langsam man geht, solange man nicht anhält. [stc]



En garde! Auf dieser Seite kreuzen wir die Klingen.

Universität Zürich[UZH]

Check deine Symptome kostenlos online!



Finde heraus weshalb Du dich nicht wohl fühlst. **Registriere** dich heute und profitiere von einem **Gratis-Anruf** mit einem Doktor.

Alles auf deinem Handy.
Jederzeit.

MyHealthCheck
BY GROUPE MUTUEL